

Erscheint täglich außer Sonntagen.
Zugleich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 8

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einseitige Nonpareilzeile
80 Pf., Kellamezeile 5 M. Ermäßigungen nach Tarif.
Postschickliste: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 37536. Fernsprecher: Dönhofs 202 bis 207

Rebellion gegen Hugenberg.

Die Opposition steht auf. — Warnungen vor dem Volksentscheid.

Kaum ist im Lager der Rechten die erste Ueberraschung über den unerwarteten „Sieg“ bei dem Inflationsbegehren überstanden, da treten auch die Warnufer schon in Aktion. Was bisher aus Parteidisziplin geschwiegen hatte, findet jetzt endlich Worte, um der großen Sorge ernsthafter deutschnationaler Kreise um das Schicksal dieser Partei und damit der gesamten Rechten Ausdruck zu geben.

Die „Deutsche Tageszeitung“, offiziell das Organ des Reichslandbundes, ihrer politischen Richtung nach aber deutschnational, hat bisher zu dem Hugenberg-Hilferschen sogenannten Volksbegehren betont geschwiegen. Jetzt aber veröffentlicht sie einen Leitartikel unter der charakteristischen Ueberschrift:

„Das Ganze hält — Sammeln!“

Dieser Aufsatz stellt sich dar als eine bewußte Attacke gegen die bisherige Führung der Deutschnationalen Partei. Zwar kleidet er seinen Angriff zunächst in den Ausdruck der Befriedigung darüber, daß das Volksbegehren doch noch mit geringen Prozentteilen die erforderliche Mindestgrenze überschritten hat. Zwar unklarstellend er der Sozialdemokratie, im besonderen von Ministern Braun und Severing, diesen Erfolg des Volksbegehrens abschließend erstrebt zu haben, um dadurch ein Abdrängen der Deutschnationalen in der Richtung der Nationalsozialisten, eine „Kuppelung des Bürgeriums“ herbeizuführen, dadurch für absehbare Zeit alle Koalitionsgefahren zu bannen und die Sozialdemokratie in ihrer Machtstellung zu festigen. Aus dieser erklärtesten Voraussetzung schlüßfolgert die „Tageszeitung“ die Frage, „ob man für die Fortführung dieses Spiels der Sozialdemokratie von rechts her die Karten mischen sollte“.

Nach solchen Brämlingen geht die „Tageszeitung“ dazu über, die Rechseite der angeblichen positiven Erfolge zu überschauen, und sie fragt dabei, was dieser „Erfolg“ gekostet habe:

Da steht als erster Posten die Tatsache, daß das Volksbegehren eine Frontbildung im deutschen Volke gezeitigt hat, die auf die weitere Entwicklung und auf das Endziel gesehen, doch vollkommen unzureichend ist. Art und Anlage der Aktion schlossen von vornherein eine Sammlung auf ganz breiter Basis aus, schufen insolge dessen einen Graben quer durch das Bürgerium hindurch, brachten die Gefahr, daß lediglich zur Freude des Sozialismus die Gegensätzlichkeiten im bürgerlichen Lager gesteigert würden. . . . Daß die Anlage der Frontstellung beim Volksbegehren nicht richtig gewählt war, ergibt sich auch noch aus einer anderen Erscheinung, die sehr stark zur Auswirkung gekommen ist: es hat sich bei der Eintragung so etwas wie eine Eislinie gebildet. Während der Osten mit hohen Prozentziffern durchzog, haben Westen und Süden mit sehr niedrigen Prozentziffern sich verweigert. Das scheint uns ein Beweis dafür zu sein, daß man bei der Einteilung des Unternehmers doch mancherlei Stimmungen und Inponderabillen nicht ausreichen abgewogen hat, daß man ihnen gegenüber der Parteidisziplin, ja, vielleicht sogar der Parteidogmatik, einen zu großen Raum gewährte.

Einen besonderen Verlustposten für die Rechte sieht die „Tageszeitung“ darin, daß durch die Agitation für das Volksbegehren „in deutschnationalen Kreise unverkennbare Blüten nationalsozialistischer Phrasologie ihren Einzug gehalten“ haben. Die Kreise der Rechten, die auf politische Ernsthaftigkeit Anspruch erheben, hätten allen Anlaß, nicht in einen Wettbewerb des Radikalismus mit den Nationalsozialisten einzutreten, bei dem sie immer nur zweiter Sieger bleiben könnten.

Zum Schluß gibt das agrarische Blatt ganz klipp und klar zu verstehen, daß die Führer die Pflicht hätten, es

nicht mehr zu einem Volksentscheid kommen zu lassen.

„Der nach menschlichem Ermessen doch nicht zum positiven Erfolg führen kann“. Deswegen schließt das Blatt sich dem Ruf zur Sammlung an, der aus mittelparteilichem Lager schon ertönt sei. Die Rechte sei stark genug, sich Rechenschaft darüber zu geben, daß sie für den weiteren Feldzug der Bundesgenossen bedürfe. In der Umklammerung durch einen verantwortungslosen Radikalismus finde sie diese Bundesgenossen nicht. Sie zu suchen, sei eine Angelegenheit der geistigen Stärke!

Das heißt mit nüchternen Worten, daß das agrarische Blatt dem Herrn Hugenberg diese geistige Stärke nicht zurzeit und deshalb nach anderen Führern Ausschau hält.

Noch deutlicher und klarer kommt der offene Zustand gegen die Führung Hugenberg in einem Artikel zum Ausdruck, den der Kreisvorsitzende der Deutschnationalen Partei im Kreise Rosenberg

(Fortsetzung auf der 2. Seite.)

Korruption bei der Handelsvertretung.

Zusammenbruch einer Filmgesellschaft. — Schwere Anklage gegen Sowjetbeamte.

Schon seit mehreren Monaten wußte man, daß die Deutsch-Russische Filmgesellschaft „Derussa“ vor dem Zusammenbruch stand. Dieses Unternehmen ist im Jahre 1927 gegründet worden, um die Produktion des russischen staatlichen Sowlino in Deutschland zu vertreten. Hauptaktionär der „Derussa“ und damit der eigentliche Eigentümer war der deutsche Kapitalist Georg Sklarz. Er hatte sich schon von dem Geschäft mit den Russen sehr viel versprochen; als er jedoch merkte, daß die Sache schief ging, zog er sich davon zurück. Er verkaufte seine Aktien an eine englische Filmgesellschaft, die mit der „Derussa“ einen größeren Konzern zu bilden versuchte. Die Russische Handelsvertretung in Berlin hatte schon zu Zeiten von Georg Sklarz große Kredite an die „Derussa“ gegeben, sie wurden weiter erhöht, als die Engländer die Geschäfte übernahmen.

Inzwischen oder hatte die englische Gruppe sich ein genaueres Bild über die Möglichkeiten des deutsch-russischen Filmgeschäfts gemacht, und das fiel nicht sehr günstig aus. Sie weigerte sich daher, 12 Millionen Mark nach Berlin zu schicken, wie es zuerst verabredet war. Jetzt mußte wiederum die Russische Handelsvertretung einspringen. Wie hoch insgesamt die Kredite sind, die sie der Derussa gegeben hat, läßt sich vorläufig nicht sagen, sie dürften aber in die Millionen gehen. Nachdem schon die Leiter der Filmbestellung in der Russischen Handelsvertretung, Jörz und ein Dr. Popp, „abberufen“ worden waren, weil sie als die Hauptschuldigen an dem Skandal galten, beschuldigt man jetzt auch noch einige andere hohe Beamte der Russischen Handelsvertretung, von denen Lewine, Buzniewitsch und Roglowski genannt werden, daß sie mit den faulen Kreditgeschäften bei der Derussa in Verbindung gestanden hätten. Die Beschuldigungen gehen sogar dahin, daß diese Sowjetbeamten persönliche Vorteile dabei gehabt hätten oder, anders ausgedrückt, daß ein erheblicher Teil der Kredite gar nicht der Derussa oder Herrn Sklarz zugeflossen, sondern in die eigene Tasche verschwunden seien.

Was an diesen Beschuldigungen wahr ist, läßt sich um so schwerer feststellen, als die Untersuchung in der Hauptsache nicht von der deutschen Polizei geführt wird, sondern von einer Spitzelorganisation, die von der russischen GPU in Deutschland unterhalten wird. Deshalb weiß man auch nicht, ob sich die Anklagen der Russen auf die fünf oder sechs Personen beschränken,

die vorläufig in der Öffentlichkeit genannt werden oder ob nicht noch zahlreiche andere Angestellte der Russischen Handelsvertretung in den Skandal verwickelt sind. Auf jeden Fall hat bereits nach dem Vorbild der Russischen Botschaft in Paris auch in Berlin eine

Massenflucht von Sowjetbeamten

eingesetzt. Und das übrige Personal der Handelsvertretung stellt die bange Frage: Wen wird das „Schwert“ der GPU noch treffen?

Dieser Skandal hat aber auch noch eine andere Seite. Wie schon erwähnt, ist die staatliche Filmproduktion in Sowjetrußland dem Privatkapitalisten Georg Sklarz ausgeliefert worden. Für Münzenberg, den eigentlichen Geschäftsmacher der kommunistischen Partei, blieb im wesentlichen nur die Erzeugung der „Meschrasom“ der Internationalen Arbeiterhilfe übrig. Damit war aber kein großer Staat zu machen, und wenn die Münzenbergische Prometheus-Film-Gesellschaft nicht mit der GPU so eng verbunden gewesen wäre, so hätte die Prometheus vielleicht ein ebenso klägliches Ende genommen wie die Derussa. Münzenberg hat es jedoch verstanden, sich mit seiner Filmgesellschaft länger über Wasser zu halten als sein privatkapitalistischer Konkurrent, und deshalb war es ihm ein Leichtes, vor einigen Wochen von einer Reise nach Moskau das sowjetrussische Monopol für die Filmeinfuhr nach Deutschland mitzubringen. Zwar gilt auch Münzenberg in Moskau für nicht ganz stubenrein, denn seine geschäftliche Rührigkeit hat dort schon zu starken Bedenken Anlaß gegeben, aber noch ist er oben auf, und solange der GPU noch keine Korruption nachgewiesen worden ist, kann es für Münzenberg und seine Freunde kein Fehler sein, die Korruption bei der Russischen Handelsvertretung in Berlin aufzudecken.

Dummkopf! — Mund halten!

Polens kranker Kriegsminister.

Warschau, 4. November. (Eigenbericht.)

Die polnische Telegraphenagentur hat am Sonntag eine von dem polnischen Innenminister und dem Adjutanten Pilsudski unterzeichnete Erklärung über den Wortwechsel veröffentlicht, den Pilsudski am Donnerstag im Parlament mit dem Sejmarschall hatte. Demnach soll sich Pilsudski in groben Schimpfworten an den Vorstehenden des polnischen Parlaments gewandt und mit der Faust auf den Tisch geschlagen haben. Auf die Erklärung Dajzynski, daß er die Sejmession nicht unter der Drohung von Waffen eröffnen werde, hat Pilsudski nach der amtlichen Darstellung geantwortet: „Was sind das für Dummkellen?“ Dajzynski wiederum soll auf die Worte Pilsudskis erwidert haben, daß er (Pilsudski) kein Gast sei; er (Dajzynski) werde deshalb seinen Worten keine Folge geben. Pilsudski hat daraufhin — immer noch der amtlichen Darstellung — geschrien: „Bitte den Mund zu halten und mir zu antworten, ob die Session eröffnet wird oder nicht.“ Dajzynski verneinte, worauf Pilsudski zweimal drohend gefragt haben soll: „Ist das Ihr letztes Wort?“ Dajzynski antwortete zweimal mit Ja, worauf Pilsudski, ohne sich zu verabschieden, hinausging. Im Hinausgehen hat er gesagt: „Ein frecher Dummkopf!“ Die Erklärung des polnischen Innenministers und des Adjutanten von Pilsudski ist von Pilsudski inzwischen als den Tatsachen entsprechend bestätigt worden.

Der Sejmarschall richtete am Samstag an den Präsidenten der Republik einen Brief, in dem er die Teilnahme an einer für Sonntag angelegten Konferenz in dem Hause des Staatspräsidenten ablehnte, falls auch Pilsudski an der Tagung teilnehmen sollte. Dajzynski sah sich zu diesem Briefe auf Grund der amtlichen Veröffentlichung über die Auseinandersetzungen zwischen ihm und Pilsudski im Parlament veranlaßt. Der Staatspräsident ließ Dajzynski daraufhin mitteilen, daß die Konferenz nur zu zwei stattfinden werde. Erst daraufhin sagte Dajzynski zu. Die Unterredung führte zu dem Ergebnis, daß der Sejmarschall beschloß, den polnischen Senat für Dienstag, den 5. November, einzuberufen.

Die Sejmkanzlei teilt mit, daß die gestern von General Skladkowski und Oberst Beg verfaßte und von der amtlichen polnischen Telegraphenagentur verbreitete Darstellung der Unterredung Dajzynski und Pilsudski ungenau und zum Teil auch falsch sei.

Der Freudensprung des „Siegers“



über die glücklich zusammengekrachten 10,06 Prozent — fiel etwas zu hoch aus!

Die Rebellion gegen Eugen Berg

(Fortsetzung von der 1. Seite.)

(Westpreußen), Hermann Graf zu Dohna, in der „Börse-Zeitung“ veröffentlicht. Darin heißt es wörtlich:

„Nun aber ist es genug. Die Geister scheiden sich in der Tat, und die Stunde ist gekommen, in der die jüngere Generation in der größten Rechtsparlei Abgabe erteilen muß an einen Nationalismus, der sich in verbildeter Ueberheerung seinen eigenen Zielen entgegenstellt. Abgabe erteilt an die ganze Fragestellung „national — nicht national“. Die Gegenläufe lauten „marxistisch — nicht marxistisch“ und innerhalb aller dieser, die nicht marxistisch sind, ist der ganze Streit darum, wer national sei und wer nicht, ein Wahnsinn. Er ist unfruchtbar, abstoßend, sinnlos und unstaatsmännlich. Er ist zum Selbstzweck geworden, der in blinder Raserei den Freund nicht mehr vom Feinde unterscheidet. Wer überhaupt noch ruhig urteilen will, der muß von der Tatsache ausgehen, daß in Deutschland bis weit in die Kreise der Klassen hinein ein selbstverständliches Nationalgefühl vorhanden ist, und daß es auf dieses ankommt, nicht aber auf einen übersteigerten Nationalismus ohne inneren Sinn und ohne greifbare Ziele. Es ist an der Zeit, ein Ende zu machen mit dem Einfluß einer Geistesverfassung, die allen Ernstes behauptet, ein Volk, dem die gesamte bürgerliche Mitte nicht angehört, sei „der“ nationale Volk. Sind denn also alle Parteien dieser bürgerlichen Mitte antinational? Die Frage stellen, heißt sie verneinen. Und trotzdem soll sie weiter gestellt werden, soll sie weiter das Thema innerpolitischen Kampfes bleiben, nach dem Willen des Reichsausschusses, der erklärt, daß weitergekämpft werde „bis zur Entscheidung“.

Hierzu aber sagen wir: „Nein!“

Wenn die Politik der Männer des Reichsausschusses überhaupt ein praktisches, noch innerhalb unserer Lebenszeit greifbares Ziel hat, so kann es nur das sein, daß man glaubt, eines Tages mit einem die Minderheit darstellenden Volk die Herrschaft antreten, bis dahin aber Politik und Wirtschaft dem maßgebenden Einflusse des Marxismus überlassen zu können. Besteht nicht einmal diese Absicht, so ist alles bisher Geschehene und die Fiktion der deutschnationalen Volkspartei unbegreiflich. Besteht sie aber, so ist sie nicht die unrichtige.

Wie haben keine Lust, in eine Sackgasse hineingeführt zu werden, aus der es eines Tages gar keinen oder nur einen schlimmen Ausweg geben kann.

von Männern, die sicherlich nach früheren Begriffen glühende Patrioten sind, aber, wie ihre Gedankengänge und Methoden vermuten lassen, gewisse unüberwindliche Veränderungen, die durch Krieg und Revolution in Deutschland entstanden sind, doch wohl nicht ganz begriffen haben; und die infolgedessen das Verhältnis zwischen den eigenen und den gegenüberliegenden Kräften doch wohl nicht ganz richtig einschätzen! Wir, die wir heute an der Schwelle des Mannesalters stehen, sind nicht deshalb nach dem Kriege mit den größten Hoffnungen in die deutschnationale Volkspartei eingetreten und ihr zehn Jahre lang trotz allem treu geblieben, um sie in den Händen der Alldeutschen enden zu sehen.

Das ist eine herzhafte erfrischende Sprache gegen die ganze bisherige Phrasologie der Deutschnationalen und ihrer Mitläufer, sie umschreibt gleichzeitig eine Abgabe an die monarchistische Ideenwelt, die im Wortschatz der Deutschnationalen noch immer ihr Wesen treibt.

Wenn es erst so weit ist, daß deutschnationale Führer den übrigen bürgerlichen Parteien zugestehen müssen, daß auch sie „ein Nationalgefühl haben“, dann ist es mit der Absonderung der Eugenberger Deutschnationalen nicht mehr weit her. Graf Dohna wird allerdings erleben müssen, daß seine Unterscheidung zwischen „national und marxistisch“ genau so Schiffbruch leidet wie die bisherige Grenzhebung. Aber das sind nicht unsere Sorgen. Festzustellen bleibt, daß prominente Führer der Deutschnationalen mit Eugenberger unzufrieden sind und daß sie, wie Dohna es ausdrückt, „zu neuen Ufern“ streben! Das Volk der Cheruskier steht auf gegen seinen Armin!

Nur 10,4 Prozent.

Heute mittag wird amtlich ein beachtliches Ergebnis des Inflationsbegehrens bekanntgegeben. Danach sind 4 146 342 Eintragungen gleich 10,04 Prozent der Stimmberechtigten zu verzeichnen. Es fehlen noch aus den Reichstagswahlkreisen Potsdam I 14 kleine Gemeinden; Potsdam II eine, Oppeln drei und Magdeburg vier. Das beachtliche Ergebnis der Eintragungen, auch noch lange nicht endgültig, lautet für die Wahlkreise Niederbayeren 2,44 Proz., Berlin 6,91 Proz., Breslau 13,32 Proz., Liegnitz 14 Proz., Thüringen 16,34 Proz., Südhannover-Braunschweig 11,02 Proz., Düsseldorf-Dt. 2,01 Proz., Baden 2,16 Proz., Oberbayern-Schwaben 4,28 Proz.

Schatzsuche am Müggelsee.

Ein verwegener Juwelenraub teilweise aufgeklärt.

Ein Auffsehen erregender Juwelenraub wurde am 15. Oktober d. J. bei dem Juwelier Haack in der Büschstraße zu Hamburg verübt. Abends gegen 8 Uhr, als der Geschäftsmann allein in seinem Privatkonkordat war, drangen zwei Männer unbemerkt ein, bedrohten den Juwelier mit Schusswaffen und erbeuteten Uhren und Juwelen im Werte von etwa 200 000 Mark.

Als der Haupttäter wurde von der Hamburger Kriminalpolizei ein 24 Jahre alter Oserfeger Fritz Riesel ermittelt und verhaftet. Bald nach ihm wurde auch sein Helfer, ein gewisser Fuhrmann, dingfest gemacht. Riesel legte nach anfänglichem Weigern ein umfassendes Geständnis ab. Er hat sich früher in Berlin aufgehalten und hielt es daher für geraten, die große Beute auch in der Nähe Berlins unterzubringen. Mit seinem Beuteanteil, den er in einer hellbraunen Aktentasche verwahrt, fuhr er nach Berlin und gab das Gepäck auf dem Potsdamer Bahnhof ab. Von Zeit zu Zeit holte er einzelne Sachen heraus und machte sie zu Geld. Als er merkte, daß er wegen des Hamburger Raubes auch von der Berliner Kriminalpolizei gesucht wurde, entschloß er sich für den Rest der Juwelen ein anderes Versteck zu suchen. Am 22. Oktober fuhr er nach der Müggelsee-Chaussee hinaus, suchte hier und fand einen Baum, dessen Wurzelwerk vom Hochwasser freigelegt war. Hier verbarg er die Tasche und deckte Zweige darüber. Tags darauf wollte er sein Versteck wieder aufsuchen, mußte aber zu seiner Betrübnis feststellen, daß die Tasche mit dem kostbaren Inhalt verschwunden war. Jemand hat sie gefunden und als willkommene Ergänzung seiner Kassenverhältnisse mitgenommen.

Auf dieses Geständnis hin, das allem Anscheine nach auf Wahrheit beruht, kam von Hamburg der Oberinspektor Räder mit dem Verhafteten nach Berlin und stellte hier Nachforschungen an. Die Suche an dem Baum wurde gefunden, der Mann aber, der sich die Tasche angeeignet hat, ist noch nicht entdeckt.

Gegen kommunistische Verleumdung

Belegschaftsversammlung der Berliner Brennstoffgesellschaft

Am Sonntagvormittag sprach Standverordnetenvorsteher Haß in einer Belegschaftsversammlung der Berliner Brennstoffgesellschaft über die Bedeutung der Berliner Stadtverordnetenvahlen.

In kurzen Zügen zeichnete der Redner die allgemeine politische und wirtschaftliche Lage Deutschlands, die durch den Krieg und seine Folgen auf Jahrzehnte hinaus bestimmt ist.

Ein untrügliches Kennzeichen des bürgerlichen Kampfes gegen die Kommunen ist die unerschämte Ausschächtung des Starek-Standards, der als Deckung des Kampfes gegen die Kommunalwirtschaft, gegen den „Kommunalsozialismus“ dient. Niemand spricht heute mehr von den viel ungeheuerlicheren privatwirtschaftlichen Skandalen der letzten Zeit, weil man es stets glänzender versteht, diese Korruptionen zu vertuschen. Der von den Kommunisten „Geldskandal“ genannte Berliner Haushaltsplan, der sozial soziale und kulturelle Ausgaben enthält wie kein einziger anderer Kommunaletat, ist den Rechtsparteien ein Dorn im Auge. Das gilt besonders für die städtischen Betriebe, und damit auch für die Brennstoffgesellschaft, die 45stündige Arbeitszeit und den besten Angestelltenlohn in Deutschland hat. Nach einem jetzt schon vorliegenden demokratischen Antrag soll ihr Aufgabengebiet wesentlich beschränkt werden. Der Kampf gegen die Brennstoffgesellschaft wird nun auch von der kommunistischen Seite in der Sonntagsnummer der „Roten Fahne“ mit unglaublichen Verleumdungen eröffnet.

Nach einem kurzen Ueberblick über den schweren Kampf der Stadt Berlin gegen die ungerechte Verteilung des Steueraufkommens

und der Mittel für den Wohnungsbau schloß Genosse Haß mit einem Aufruf zur Einigung und Zusammenfassung der Klassenkräfte der Arbeiter in der Sozialdemokratie und zur Wahl der sozialdemokratischen Kandidaten. Langer Beifall zeigte, daß der Ruf des Genossen Haß von den Angestellten und Arbeitern einmütig aufgenommen wurde. Auf eine Diskussion wurde einstimmig verzichtet.

Als Protest gegen die schmutzigen Verleumdungen der „Roten Fahne“ gegen den früheren Leiter und den jetzigen Betriebsratsvorsitzenden des Unternehmens nahm die Versammlung einstimmig folgende Resolution an:

„Die heute versammelte Belegschaft der B.B.G. nimmt mit Entrüstung Stellung zu dem Artikel in der heutigen „Roten Fahne“ und erwartet von der Leitung und dem Aufsichtsrat der B.B.G. gerichtliche Maßnahmen gegen die öffentliche Verleumdung von Arbeitern und Angestellten der Berliner Brennstoffgesellschaft.“

Wie wir von der Geschäftsleitung der Berliner Brennstoffgesellschaft erfahren, ist von ihr eine Aufsichtsrats-Erhöhung beantragt worden, die sich mit den ungeheuerlichen Angriffen der „Roten Fahne“ gegen den früheren Leiter der B.B.G., den sozialdemokratischen Stadtverordneten Brolat, beschäftigen soll. Der Aufsichtsrat ist zu morgen mittag einberufen worden; von seinen Entschlüssen wird es abhängen, in welcher Weise gegen die Verleumdung vorgegangen wird.

Die Stadtwahlvorschläge.

Nicht weniger als 21 Parteien.

Der Stadtwahlleiter für die Wahlen der Stadtverordneten und der Bezirksverordneten in Berlin hat die Reihenfolge der freigelegten eingereichten Stadtwahlvorschläge in folgender Weise bestimmt:

- 1. Sozialdemokratische Partei
- 2. Deutschnationale Volkspartei
- 3. Kommunistische Partei Deutschlands
- 4. Deutsche Demokratische Partei
- 5. Deutsche Volkspartei
- 6. Reichspartei des deutschen Mittelstandes (Wirtschaftspartei) e. V.
- 7. Deutsche Zentrumspartei
- 8. Deutschnationale Freiheitsbewegung
- 9. Christlicher Volksdienst
- 10. Unabhängige Sozialdemokratische Partei
- 11. Volksrecht-Partei (Reichspartei für Volksrecht und Aufwertung)
- 12. Linksradike Antikorruptions-Partei
- 13. Freund und des Handwerks, Kleinhandels u. Gewerbes E. V.
- 14. Evangelische Wähler und Wählerinnen
- 15. Allgemeine Volkspartei (Reichspartei für Aufwertung und Recht)
- 16. Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter-Partei (Hitler-Bewegung)
- 17. Reichspartei für Handel, Handwerk und Gewerbe (Bürgerliche Mittelstandspartei)
- 18. Linke Kommunisten
- 19. Nationalrevolutionäre Volkspartei
- 20. Christlich-sozial Reichspartei
- 21. Partei für Mietreform, Reichspartei der Mieter und Wohnungsuchenden.

Die bei den Kreiswahlleitern der Wahlkreise I bis XV eingereichten Kreiswahlvorschläge, die das gleiche Kennwort wie die Stadtwahlvorschläge tragen, erhalten die Nummern der Stadtwahlvorschläge. Kreis- und Bezirkswahlvorschläge, die nicht das gleiche Kennwort mit einem Stadtwahlvorschläge tragen, erhalten die anschließenden Nummern nach der Reihenfolge, in der die Wahlvorschläge bei den einzelnen Kreiswahlleitern eingegangen sind. Sind in einem Wahlkreise Kreis- oder Bezirkswahlvorschläge mit dem gleichen Kennwort der Stadtwahlvorschläge nicht eingereicht worden, so fallen in diesem Wahlkreise die betreffenden Nummern — auch auf den Stimmzetteln — aus.

Orient-Express verunglückt.

Lokomotivführer und Heizer getötet.

Am Sonntag früh um 1/3 Uhr stieß der Orient-Express auf der Strecke Agram — Steinbrück (Jugoslawien) mit den letzten Wagen eines Güterzuges zusammen. Die Lokomotive und der Tender des Orient-Express stürzten um, der Speisewagen entgleiste. Die letzten drei Wagen des Güterzuges wurden vollkommen zerkleinert. Der Lokomotivführer und der Heizer des Expresszuges wurden getötet. Infolge des Zusammenstoßes war der Verkehr 20 Stunden lang unterbrochen. Die Züge aus Agram und Oesterreich mußten über Karnowacz umgeleitet werden. Der Stationsbeamte von Reichenburg, der für den Zusammenstoß verantwortlich ist, beging Selbstmord.

Eine Frau und drei Kinder getötet.

Schweres Unglück auf einem französischen Bahnhof.

Als gestern auf dem Bahnhof Esbly mehrere Reisende aus dem aus Paris kommenden Zuge ausstiegen und die Gleise überquerten, um sich zu einem Anfahrtszuge nach Crécy zu begeben, fuhr gerade ein aus Paris kommender Schnellzug in den Bahnhof. Sieben Personen wurden von ihm erschlagen. Eine Frau und ihre drei Kinder wurden auf der Stelle getötet. Vier Personen wurden verletzt.

32.38. Abt. Zeitung, Genossinnen! Der Frauenabend findet nicht heute, sondern Dienstag, 3. November, 1912 Uhr, in Schmidts Gesellschaftsraum, Fruchtstr. 36a, statt. Referent: Klara Bohm-Schuch, M. d. R.

Auch einer!

Der Kriegsdienstverweigerer Hussong.

Der „Wahrheit“-Bruch ist mit den Deutschnationalen böse, die ihn wegen seiner Starek-Freundschaft aus ihrer Reichstagsfraktion ausgeschlossen haben. Er begibt sich deshalb ans Entschließen seiner bisherigen Freunde und nimmt als ersten den Eugenbergerken Leitartikel Hussong aufs Korn. Herr Hussong, der mit so viel Empfindung patriotische Leitartikel schreibt, hat sich nach Bruhn „als ein Mann anfangs der dreißiger Jahre, von blühender Gesundheit, das Ideal eines L. v. Mannes, während des ganzen Krieges reifen lassen“. Bei den „Lokal-Anzeiger“-Zeiten war ein Abkommen getroffen worden, daß man sich für den patriotischen Feberdienst in einem gewissen Turnus ablösen wollte, da noch Vereinbarung mit den militärischen Stellen dem Blatt ein Mindestbestand an Redakteuren zugesichert war. Als nach diesem Turnus aber die Reihe an Herrn Hussong kam, die Feber mit dem Schwert zu vertauschen, ließ sich Hussong einfach weiter reklamieren. Ein anderer mußte für ihn im Schützengraben bleiben, da Herr Hussong sein kostbares Leben der nationalen Sache um jeden Preis erhalten wollte.

Soweit die Bruhnische Darstellung. Uns wundert sie nicht. Sie stimmt genau mit dem überein, was wir von den übrigen nationalsozialistischen Feberheiden, von den größten Lärmmachern längst festgestellt haben. Nur einige Beispiele:

Der Nationalsozialist Graf Reventlow ist, obwohl ehemaliger aktiver Marineoffizier, während des ganzen Krieges daheim in der Redaktionsstube der „Deutschen Tageszeitung“ geblieben.

Der völkische Führer Reinhold Wulle, ein rogender blonder Hüne, während des Krieges Anfang der dreißig, schützte einen in seinem Folgen durchaus nicht erheblichen Straßenbahnunfall vor, um gleichfalls während des ganzen Krieges zu Hause zu bleiben. Er blieb mit seiner geringen Verletzung auch dann noch zu Hause, als Kriegsbeschädigte, die mit anerkannter 50 bis 60prozentiger Kriegsbeschädigung bereits entlassen waren, erneut zum Heere eingezogen wurden.

Der nationalsozialistische Hauptbeher, Landtagsabgeordneter Wilhelm Kube, bezeichnet sich im Landtagsbandbuch zwar stolz als „Sohn des Sergeanten Richard Kube“. Trotzdem war kein militärischer Ehrgeiz im Kriege gering. Kube ist Ende 1887 geboren, stand also bei Kriegsausbruch im blühenden Alter von 28 Jahren. Trotz seiner klassischen Erziehung, mit der er heute noch gern posiert, gelangte Herr Kube jedoch erst ganz gegen Ende des Krieges zu den Soldaten, nachdem er die ersten drei Kriegsjahre als Schriftleiter konservativer Blätter unabhörmlich gewesen war. Frontdienst gibt Kube im Handbuch selbst nicht an, so daß man als sicher annehmen darf, daß sich sein Soldatenum im letzten Kriegsjahr auch nur in Etappe und Garnison abgespielt hat. Er ahnt darin einem anderen ostsemitischen Heber, dem jetzt etwas in Vergessenheit geratenen Richard Runge (Knüppelunge), über dessen fideses Clappenleben in Gardelegen ein Prozeß mit dem Schriftleiter des „B. Z.“ hinlängliche Aufklärung gebracht hat.

Das sind die Leute, die dauernd nach dem Heldentod — der anderen — brüllen!

Steine gegen die Gesandtschaft.

Ein politischer Dummerjungenstreich.

Vor dem Hause der ungarischen Gesandtschaft ereignete sich in der Nacht vom Samstag zum Sonntag ein Zwischenfall. Von unbekanntem Tätern wurden gegen die Fenster der Gesandtschaft in Papier gewickelte Steine geschleudert. Die Umhüllungen trugen die Aufschriften: „Rache für Nagosa“, „Nieder mit Horthy“, „Nieder mit den Wärdern“ und waren mit „Kotstrom“ unterzeichnet. Obgleich das Ueberfallkommando schon nach kurzer Zeit in der Corneliusstraße eintraf, war von den Tätern keine Spur mehr zu entdecken.

Wie sich aus der „Roten Fahne“ vom Sonntag ergibt, haben die Verantwortlichen dieses Spektakelstückes gedacht, eine politische Demonstration zu begehen. Daß sie damit die Entlassung kommunistischer Gefangener aus ungarischen Zuchthäusern durchsetzen, können sie selber nicht geglaubt haben.

Anfall bei der Zeppelin-Landung.

Friedrichshafen, 4. November.

Nach der Rückkehr des „Graf Zeppelin“ von seiner Süddeutschlandfahrt ereignete sich, nachdem das Luftschiff bereits den Boden berührt hatte, ein Unfall. Das Luftschiff ging, da es ziemlich viel Ballast abgegeben hatte, mit dem Heck nach ein mal hoch, dabei wurden fünf Mann, die die hintere Motorengondel festhielten, mitgerissen. Zwei sprangen rechtzeitig ab, zwei weitere konnten in die Gondel hineingekriechen werden, der fünfte stürzte aus einer Höhe von 10 bis 12 Meter ab und erlitt ziemlich schwere Quetschungen.

Langanke-Milieu.

Jung und alt vor dem Zeugentisch in Noobit.

Der Langanke-Prozess geht erst am Montag zu Ende. Zwei Tage lang war das Gericht peinlich bemüht, die Glaubwürdigkeit der jetzt vierzehnjährigen und damals zwölfjährigen einzigen Tatzeugin zu ergründen, ihre frühere Sexualität zu erforschen.

Alle Vorhaltungen des Vorsitzenden zerschellen an der starren Behauptung des Mädchens: „Es war mein Vater.“ Als sie gestern immer wieder Lügen gestraft wurde, nahm sie der Vorsitzende noch einmal vor: „War es wirklich Ihr Vater? Heute ist es noch Zeit, entlasten Sie Ihr Gewissen. Geben Sie Ihrem Vater die Ehre wieder. Stellen Sie sich vor, wie furchtbar es wäre, wenn Sie einen Unschuldigen belastet hätten.“ — „Es ist wahr“, sagt Erika leise. „Ist es Ihnen denn gleichgültig, was mit dem Vater geschieht? Hätten Sie denn kein Interesse, daß er frei käme?“ — „Es ist mir nicht gleichgültig, er war es aber.“ Der Staatsanwalt versucht sein Glück. „Erika, du warst doch immer offen für mich, sage die Wahrheit, was es der Vater?“ — „Ja.“ Der Staatsanwalt bittet um eine Pause. Er zieht sich mit Erika aus dem Gerichtssaal zurück. Es vergehen fünf Minuten voll hanger Spannung. Das Mädchen kehrt verwirrt zurück; der Staatsanwalt hat nur das eine erreicht: die Kleine gibt zu, gestern einen Zeugen



Laftzug in der Spree.

Der am Sonntagabend am Tegeler Weg in die Spree gestürzte Laftzug wurde am Sonntag vormittag von der Feuermehr gehoben.

schlichterweise als denjenigen bezeichnet zu haben, der mit ihr Geschlechtsverkehr gehabt hat. Jetzt nennt sie einen anderen Namen, aber auch dieser junge Mensch ist unauffindbar. Hat Erika etwa Grund, den richtigen Namen zu verbergen?

Eine Episode aus der gestrigen Verhandlung verdient aber ganz besonders erwähnt zu werden; sie erhielt schlagartig die Situation. Erika wollte am Silvesterabend zum Ball gehen. Um die Einwilligung der Mutter zu erlangen, kunkerte sie ihr vor, auch der Fürsorger würde anwesend sein. Hinterher verbreitete sie selbst eigenartige Gerüchte über den Fürsorger: Er sei mit ihr in einem Lokal gewesen und habe Nudeltänze aufgeführt. Erika hatte sich nicht geschaut, in leichtfertiger Weise die schweren Beschuldigungen gegen den Beamten zu erheben. Sollte sie etwa in gleicher leichtfertiger Weise auch den Vater beschuldigt haben? In diesem Langanke-Milieu scheint manches möglich. Man sah gestern die Männlein und Weiblein, jung und alt aufmarschieren, das vierzehnjährige Tochterlein in der Pelzjacke, die fünfzehnjährige mit den tänzelnden Bewegungen und herausforderndem Lächeln, die mit überlegener Schadenfreude ihre frühere Freundin Erika Lügen strafft und immer neue Erlebnisse mit Jungen austrami; die Sechzehnjährige, die noch als kleines Schulmädchen eigenartige Briefe schrieb; die Burschen aus der Clique „Büftig Blut“ — auch von Claque „Niedlich“ und „Mondtreibe“ war die Rede — die nur allzu gern mit den Schulmädchen anbandeln und dann schließlich die ältere Generation, die mit listerner Reugier das Verhalten der Mädchen beobachteten, ihre Gespräche belauschten und auch mancher ganz harmlosen Handlung unfeinlichen Sinn andichtete.

Politische Schlägereien am Sonntag

Kommunisten prügeln sich mit Hakenkreuzlern.

Am Sonntag ist es am Zirkus Busch und im Lustgarten wieder zu politischen Zwischenfällen gekommen. Die Polizei war schnell Herr der Lage.

Ungefähr am Schluß der Veranstaltung, die die kommunistische Partei am Sonntag mittig im Zirkus Busch abhielt, ließ sie das Placator-Kollektiv aus dem „Kaufmann von Berlin“ von der Rollendorf-Bühne aufstehen. Wie bekannt, stellt dies eine Abteilung Schwarzer Reichwehr dar, die gegen Kommunisten heßt. Das Endergebnis dieses Auftretens war neu, indem in der Arena des Zirkus Busch eine Abteilung Roter Frontkämpfer der Reichwehr entgegnet und sich ihrer Waffen bemächtigte. Daraufhin schritt die Polizei ein, um die uniformierten Rotfrontkämpfer, deren Organisation bekanntlich verboten ist, festzunehmen. Dabei kam es zu Tumulten, in deren Verlauf mehrere Verhaftungen vorgenommen und Waffen beschlagnahmt wurden.

Einige Zeit später passierte ein größerer Trupp uniformierter Nationalsozialisten die Kleine Promenade am Bahnhof Börse. Sofort war mit Kommunisten eine Schlägerei im Gange, der erst durch das Dazwischentreten der Polizei ein Ende bereitet wurde. Etwa 60 Hakenkreuzler wurden wangs gestellt und noch dem Polizeipräsidium gebracht. — Schließlich versuchten noch einige Kommunisten, die Kundgebung des Verbandes Evangelischer Arbeiter- und Volksvereine im Lustgarten zu stören. Die Polizei nahm mehrere Demonstranten fest.

„Don Carlos“ in Jephners Regie.

Staatliches Schauspielhaus.

Leopold Jephner hat lange gekämpft und schließlich so entschieden gesagt, daß man ihn im Triumph an die Rampe rief. Hierauf begann im Parkett und auf den Rängen ein lauter und leidenschaftlicher Parteilampf. Die Begeisterten teilten ihre Kräfte, die einen für den Intendanten, die anderen für ihren angebeteten Regisseur.

Jephner wünschte die berechtigten Ansprüche der finanziellen Staatstheaterfreunde zu befriedigen. Er wollte seine Pflicht als oberster Kassenleiter und Kunstleiter tun. Es wurde ihm unendlich erschwert. Er hat die Widerstände bezwungen, beinahe doch nicht vollkommen. Denn Fritz Kortner, sein bester, sein bester, sicherlich auch sein genialster Schauspieler, hat alles rings um sich eingeschlagert. Kortner hat nur außen wollen, was ihm, dem großartigen, körperlich und geistig überlegenen König Philipp, beschreiben die Stichworte zu prunkvollen Rodomontaden lieferte. So mußte aus der Tragödie „Don Carlos“ ein Trauerspiel „König Philipp“ werden. So mußte der irische Jüngling Don Carlos, Schillers strahlendes Ebenbild, die Gestalt seines überschweiflichen Freiheitsdranges, ausgerottet werden. Aus dem Drama wurde ein Don Carlos ohne den Prinzen.

Trotzdem: die Macht der Schillerischen Sagen, der bezwungene Zauber seiner Phantasie und die Hellsichtigkeit seiner Ahnungen wirken noch heute so ungeheuer, daß die Logik der Ereignisse auch durch die verwirrende Selbstsucht des Kettenstoppers Kortner nicht getrübt werden kann. Der Regisseur und Dramaturg hat das Werk teilweise gerettet, indem er mit psychologischer Einfühlung für jeden der Gegenspieler die bedeutendsten Momente herauskutschte. Das war ein dramaturgisches Notmännchen.

Der Don Carlos der Geschichte war ein verträpeltetes Stück Menschenmüll. Er wurde von Krämpfen geplagt und verkümmerte als ein elendes Versuchsanimalchen der Nerze und quacksalbernden Pfaffen. Schiller erhob ihn zum Rebellen und Anführer der Tyrannen. Schiller beauftragte ihn dazu noch mit der peinigen Liebe zur jungen Stiefmutter. So wollte der Dichter den Haß des Sohnes gegen den grimmigen Vater vertiefen. Das war bei ihm aber nicht viel mehr als ein Gedankenpiel. Erst heute wird solche Verfristung des Gefühls psychoanalytisch als ein scheußliches Schicksal empfunden. Der Regisseur von heute rechnete mit dieser Angst moderner Menschen, indem er den Konflikt zwischen Vater und Sohn und den Haß des Gatten gegen die verdächtige Gattin gespenstisch verdüsterte. Kortner konnte da Wundervolles an gruseligem Zweifel ausstoben. Er warf sich, wahnsinnig vor Ungewißheit, zu den Füßen der Königin nieder. Er deckte ihr die Augen zu, damit er nicht gezwungen werde, die Wahrheit zu lesen. Dann tastete er den Hals

der Frau ab. Was der Mund nicht verriet, das redeten seine Finger: es wäre vielleicht am besten, dieses Weib, diesen Widerstand aus der Welt zu schaffen! Kortner spielt da eine unbändige Autokratie, eine bestialische Hoheit und einen dämonischen Stolz. Er erschüttert unübertrefflich. Seine schrille vermurrende Stimme, seine schleichende Ranthergedächtheit, sein Rienenpiel, das Juden seiner Gesichtsmuskeln und Glieder, all dieses souveräne Entfallen der Komödiantenmittel greift bis an den entlegensten Kern des Zuschauers. Die Passivität seiner Gegenpielerin, des Fräulein Eleonore Mendelsohn, ist hier durchaus das Richtige.

Die Königszimmer des spanischen Palastes, die Gartenanlagen, selbst das Gefängnis sind weite Räume, nicht Stätten der Melancholie, wie der Dichter es dachte. Der Bühnenbildner César Klein hat üppig gebaut und die erdrückende Architektur vermieden. Schimmernd und bunt ist das spanische Gewand der Höslinge und Schranzen. Desto starrer wirken die Personen, die es tragen sollen. Jephner will das Zitatengedächtnis der Zuhörer blaffen. Das Wohlbelannte soll ganz neu und ursprünglich wirken wie das Kostüm. Selbst die berühmten Schillerischen Paraphrasen sollen als Improvisationen klingen. Doch hier hat der Regisseur, besonders am Anfang, wieder allzu willfährig seinem bourgeoisen Herzen nachgegeben. Man merkt schmerzhaft den Widerspruch zwischen dem Pomp der Probleme und dem Bemühen der Künstler, das Pathos zu vermeiden. Die Künstler werden winzig, wie Fräulein Binder, die weder politische Intrigantinnen noch glühende Liebhaberinnen, sondern nur eine Ebbi ist, die sich ihre Rolle wie ein zankfüchtiges und puzfüchtiges Duodezedeckelchen zurechtlegt. Auf Wunsch des Regisseurs? So überwindet auch Wühel, der Marquis Posa, erst in seiner großen Bekennungsrede und bei seinem Aufschrei der Gedankensfreiheit die Banalität, die der Regisseur ihm vorschreibt.

Mar Pohl, der neunzigjährige Großinquisitor, variiert den fanatischen Hysterie der priesterlichen Rummie, und Paul Bilde zieht das imposante Rönghum des königlichen Beichtvaters Domingo allzu bemüht ins Bogatellenreich des Königslokales hinunter. Endlich der unglückselige Don Carlos, dessen Rolle für Kortner aufgeopfert wurde und für den sich mit jugendlicher Hoffnung auf Segen der strebsame Schauspieler Robert Schiller aufopfert. Er mußte unterliegen. Aber sein Mut ist zu achten. Er möge sich nicht grämen. Er war das Unschuldslamm, das umgebracht wurde. Der Intendant, der Regisseur und Dramaturg müssen da Remedeur schaffen. Wer sich nicht beugt, muß gebogen werden. Das Staatstheater darf eben nur dem Gesamtunwert dienen und nicht einem einzelnen Künstler, mag sein Talent auch noch so tropisch strotzen und zum Proben geneigt sein! Max Hochdorf.

„Die neuen Herren.“

Ein antiparlamentarischer Film.

Ausgesprochen politische Filme haben wir so gut wie gar keine, denn die Russenfilme, an die man hier denken könnte, sind ja weit mehr, sind soziale Volksfilme, und die patriotischen Beschüchten vom Allen Fritz und der Königin Luise wird niemand zur Politik rechnen. Dieser ausgesprochen politische Film, der am Sonntag von der Ausstellung „Film und Photo“ im Capitol gezeigt wurde, stammt von Jacques Feydeau, dem besten französischen Filmregisseur, dem wir so unvergleichliche Filme wie „Craignebille“ und „Therese Raquin“ verdanken.

Man zeigt den Film, den bislang kein Filmwerk der deutschen Publika zu zeigen wagte, wegen seines hohen filmkünstlerischen Wertes! Hoffentlich. Denn der Tendenz nach ist der Film durchaus reaktionär. Er geht mit Recht die Väterlichkeiten eines Parlamentarismus, der nur darauf aus ist, durch ewig neue Ministerkombinationen den Appetit der Claque und Persönlichkeiten zu befriedigen, er parodiert das Pathos der großen Politik, die auch so klein ist, brandmarkt die Protektionswirtschaft der Minister und Abgeordneten und macht die Herren Abgeordneten, die im Parlament schlafen, lächerlich. Aber der Film begeht den Fehler, diesen parlamentarischen Arealismus und die Strebererei ausgerechnet an einem jungen Arbeiter zu demonstrieren, der im Hand- und Fuß mit dem Gemerktschaftssekretär und Minister aufsteigt und nun dieselben Dummdinge macht wie die anderen. Das Ganze ist reichlich mit französischem Esprit ausgezeichnet, nie plump und bloß wie etwa die deutsche Komödie „Der Minister“, die ähnliche Tendenzen verfolgt. Aber verfehlt bleibt die Tendenz, trotzdem. Speziell der französische Parlamentarismus ist eine bürgerliche Affäre sans phrase, und hier wären ganz andere Dinge zu erklären wie die Beförderung einer kleinen Tänzerin, die der neue Minister liebt, die ihm aber der konservative Graf wieder abnimmt, als jener gestürzt wird.

Filmisch ist auch dieser neue Feydeau ein Meisterwerk. Alles ist mit leichter Hand gemacht, der Witz kommt von den Bildern und nicht von dem Text aus. Die „große Sitzung“ des Parlaments, die sich für einen träumernden Abgeordneten in eine Balletaufführung der Großen Oper verwandelt, ist eine Köstlichkeit besonderer Art. Die Parodie, der Witz, die Satire quillt in allen Fugen. Und dabei bleibt alles hübsch menschlich, besonders auch die kleine Tänzerin, die zwischen dem Grafen und dem Mann ihrer Klasse hin und her pendelt.

Wann wird Feydeau das französische Bürgertum aus Korn nehmen, wie er im „Craignebille“ die bürgerliche Justiz und Polizei demütigte?

Uraufführung des „Kreuzzug der Maschine“.

Der Berliner Volkstheater bringt unter Leitung seines Dirigenten Dr. Ernst Jander Mittwoch, 6. November, 20 Uhr, im großen Saal der „Neuen Welt“ (Halenheide), ein Werk von Dr. Arthur Hoff: „Kreuzzug der Maschine“ (Dichtung von Lobo Frank), zur Uraufführung. Der „Kreuzzug der Maschine“, ein Werk der Klasse, stellt das erste größere abendfüllende proletarische Drama dar. Mitwirkende: der Berliner Volkstheater und sein Kinderchor, Sprechchor, Einzelsprecher, das Berliner Sinfonie-Orchester und Lichtbilder von Käthe Kollwitz. Solisten: Fräulein Paul Lindberg und die Herren Bringolf und Kopych. Karten an der Abendkasse. (Preis 1,50 Mark.)

Der Abmann-Chor veranstaltet am Sonntag, 10. d. M., im Saalbau Reichlichsbain unter Leitung seines Chormeisters Josef Schmid sein diesjähriges Herbstkonzert. Mitwirkende: Frau Dore Buch und Frau Margot Hinzenberg. — Mehrere Konzerte Beginn 6 Uhr, Eintritt 1 M.

25mal „Frühlingserwachen“. Dienstag findet die 25. Aufführung von Ebelincks „Frühlingserwachen“ in der Volkshäuser in der Ansgarierung von Westin statt.

Vorstellungserlegung. Die für Dienstag im Deutschen Theater angelegte Schauspieler-Rechtvorstellung von „Kaiser von Amerika“ wird auf den 12. d. M., abends 11^{1/2} Uhr verlegt.

Yvonne Georgi und Harald Kreuzberg.

Tanzmatinee im Theater am Bülowplatz.

Yvonne Georgi und Harald Kreuzberg — zwei Tänzerinnen, die höchste Erwartungen wecken. Die Tänze waren zum größten Teil neu. Aus dem Ballett „Don Quixote“ hatte Kreuzberg den „Tanz des Hofnarren“ auf das Programm gestellt. Er tat recht daran; es ist einer seiner ausdrucksvollsten, packendsten Tänze. Dieses Gefangensein, Beengensein im Karrenschilde, im Raum, das jede Bewegung — das lächerliche Tollen wie das verzagt resignierende Greifen, Laufen, Zusammenstinken, Auslöchen — bestimmt, ergreift den Zuschauer im tiefsten, zwingt ihn zum Mit-erleben der Tragik des Narren. Aber Kreuzbergs tänzerliche Gestaltungskraft ist so groß, daß er das Publikum eigentlich immer in die Atmosphäre seiner Tänze hineinzaubert, ob er feierlich, ernst oder traurig, heiter oder ausgelassen kommt. Einmal vielleicht, in dem „Trügerischen Tanz“, gelang ihm das nicht. Mit einem einfachen Kostüm, als technische Übung, hätte diese Darbietung gezeigt, daß Kreuzberg selbst dabei Stimmungswerte zu schaffen weiß, für einen Tanz, wie man ihn von diesem Tänzer erwartet, reichen diese Stimmungswerte aber nicht aus.

Yvonne Georgis bester Solotanz war der „Walzer“ von herber, süßer Zartheit; so schön, wie man ihn sich nur träumen kann. Ein Seelchen tanzte; ohne jede Sentimentalität, ohne mit sich selbst oder mit dem Publikum zu kokettieren; tanzte, weil es tanzen mußte. Mit einigen anderen Solotänzen schien sich Yvonne Georgi auf ein Gebiet begeben zu haben, das ihr keine großen Möglichkeiten bietet. Weder die große pathetische Geste einer „Kaffeebra“, noch die Sentimentalität des „Magenden Liedes“ sind ihr natürlich. Deshalb will sie ihre künstlerisch so reiche Natur mit unechten Flittern schmücken? Aber man darf glauben, daß sie das selber erkennt und sich rechtzeitig wieder davon freimachen wird.

Auch die Tanzduette zeigten, daß man ihretwegen nicht Sorge zu haben braucht. Die Ausgeschlossenheit und dabei die kunstvolle Zierlichkeit des „Bäuerlichen Tanzes“ war in der Komposition wie in der Ausführung eine Glanzleistung des Tänzerpaares. Die Parodie ihres Programms in der Schlusnummer „Potpourri“, die auch den sehr begabten musikalischen Begleiter dieser Matinee, Friedrich Wilkens, mit auf das Podium brachte und ihn nicht nur zu pianistischer, sondern auch zu tänzerischer Betätigung zwang, löste stürmische Heterkeltsalven aus. — Einer Darbietung muß wenigstens noch gedacht werden, die das Tänzerpaar in besonders eigenartigen Ausdrucksformen zeigte. „Böse Träume“ nannte sich dieses Duett, das wirklich in spukhaften Gesten, in phantastischer Auswertung der Höhen- und Tiefenrichtung wie ein Wahntraum vorüberzog.

Die Zensur in Rußland

Eine Sondertommision, die von dem Direktorium der Schönen Künste in Rußland eingesetzt wurde, hat eine Liste von Opern aufgestellt, deren Aufführung im Gebiete der Sowjetunion künftig verboten sein wird. Man sollte es nicht für möglich halten, daß Werke wie Othello, La Traviata, Aida, Madame Butterfly, Hoffmanns Erzählungen und andere mehr auf dieser schwarzen Liste zu finden sind. Andererseits machen sich die russischen Zeitungen über den „Faust“ lustig und veröffentlichen folgendes offizielle Textbuch, das auch in der Staatsoper an das Publikum verteilt wird: Faust hat von Mephisto Jugend und Reichtum erhalten. Mit Hilfe von schönen Geschenken und eleganten Toiletten verführt Faust das kleine arme bürgerliche Mädchen, Margarethe, deren Bruder Valentin herbeieilt, um sein Vaterland gegen die Feinde zu verteidigen.

Abbruch der ersten Zensur. Wie Prof. Oberth mittelt, wird mit der Zulassung der ersten Zensur, die in die Straßensphäre bringen soll, in etwa acht Tagen begonnen. Er erwartet, den Abbruch je nach der Wetterlage um den 30. November herum vorzunehmen zu können.

Die Frauen auf dem Posten!

Ein Appell: Stimmt für Liste 1! Wählt sozialdemokratisch!

Ein milder, sonniger Herbstsonntag, ein Tag, an dem manche Arbeiterfrau, manche Funktionärin der Sozialdemokratischen Partei denken mochte: Heute müsstest du doch mal mit deinem Mädel, deinem Jungen heraus aus dem Steinmeer der Großstadt in die Umgebung, in die Natur! Es ging nicht: Unsere sozialdemokratischen Frauen hatten aus Anlaß der Kommunalwahlen am 17. November die Funktionärinnen zu einer letzten Beratung zusammengerufen, und Saal und Tribünen des ehemaligen Herrenhauses waren überfüllt.

Unsere Arbeiterfänger von „Fichte-Georgia“ leiteten die Tagung ein. „Erwache Volk, erwache!“ „Zur Sonne, zur Freiheit!“ Genosse Künster begrüßte im Namen der Sozialdemokraten von Berlin-Brandenburg die Genossinnen mit den Worten: „Eine Frauenversammlung der Berlinerinnen ist keine Tagung der Frauen allein, sondern eine Tagung von größter Wichtigkeit für die Gesamtpartei. Der Einfluß, den die Frauen in unserer Partei haben, wird sich auch bei den Kommunalwahlen für uns auswirken.“ Genossin Weyl berichtete über die sozialen Einrichtungen der Stadt Berlin. „Es ist eine Tragik“, so sagte sie, „daß wir Sozialisten noch heute uns bei unserer Sorge für die Armen, für die Wöchnerinnen, für die Profestierkinder zu allzu großem Teil auf private und kirchliche Vereinigungen und Institute stützen müssen.“

Wir helfen, was wir können, um die Wohlfahrt unter den Einflüssen und unter die Gewalt der Kommune zu bringen. Nur allzu oft fehlt es uns am nötigen Gelde. Trotzdem sind wir vorwärts gekommen.

Der Ausbau der Wöchnerinnenfürsorge hat sich ebenso wie die Hauspflege, die wir für Wöchnerinnen geschaffen haben, als außerordentlich segensreich erwiesen. Die Alters- und Rentnerheime sind erweitert, den Erwerbslosen suchen wir mit allen Mitteln Beschäftigung zu geben. Bei der Betreuung der Geschlechtskranke ist es der Sozialdemokratie gelungen, für die so notwendige Absonderung der Jugendlichen zu sorgen. Ich sage ganz offen, es ist noch lange nicht genug, wir müßten doppelt so viel schaffen und noch mehr. Aber trotzdem können wir es aussprechen: wir haben erfolgreich für die Durchführung der Wohlfahrt mit sozialistischem Geiste gewirkt. Einst, unter dem Kaiserreich, war beispielsweise die Verschickung von Großstadtkindern aufs Land eine private Angelegenheit, eine Frage des Geldbesitzes. Heute arbeiten wir systematisch darauf hin, daß jedes bedürftige Kind einmal im Jahre auf einige Wochen herauskommt aufs Land. Fünfzehntausend Kinder bemühen täglich die von uns geschaffenen Luftparkplätze. Unser Kinderhotel weist 400 Betten und 200 Kottlager auf und wird von 36 000 Kindern im Jahre benutzt. Wir haben 83 Jugendheime, aber wir müßten 150 haben. Unsere Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, daß wir so stark sind, unsere ganzen großen und weitgehenden Wünsche in Wohlfahrts- und Jugendfragen durchzuführen.“

In der Diskussion sprach Genossin Dr. Frankenthal über das Gesundheitswesen. Der Dezerent im Rathaus, Herr v. Drygalski, hat einen Antrag unterzeichnet mit der Maßgabe: „Schafft evangelische Krankenhäuser!“ Wir rufen: Schafft kädtische Krankenhäuser! In einem besonderen Referat behandelte Genossin Stadtrat Reuter die Verkehrsfragen. Mit Stolz können wir auf die grundlegenden Veränderungen der Nachkriegszeit blicken. Unter dem Kommando der Sozialdemokratie vor dem Kriege besonders rückständig, unter dem Einfluß der Sozial-

demokratie ist es heute besonders fortschrittlich. Wir Sozialdemokraten waren die Befürworter Groß-Berlins, die Kämpfer für die einheitliche Verwaltung, Preise und Löhne in den städtischen Verwaltungen sprechen für unsere Arbeit. Unsere Verkehrsverwaltung sucht ihresgleichen in der Welt.

Vor dem Kriege bevorzugte man die Villenbezirke des Westens, heute bevorzugen wir bei Verkehrsvernetzungen die Arbeiterquartiere.

Die Grundtöne unserer Kommunalwirtschaft ist absolut gesund und intakt. Arbeiten wir auf dieser Grundlage weiter! Genossin Lodenhagen wies auf die Tätigkeit der Arbeiterwohlfahrt hin und verlangte ein enges Zusammenarbeiten zwischen Reich, Land und Kommune. Genossin Fröhbradt von der SAJ verlangte mehr Jugendheime und Jugendherbergen, die Schaffung einer Jugendherberge und größeren Einfluß in kommunalen Angelegenheiten. Genossin Weyl antwortete ihr in ihrem Schlußwort: Auch wir Älteren fühlen uns noch jung. Arbeit für die Arbeiterschaft hält jung. Wenn es noch nicht überall so aussieht, wie wir wünschen, so sind wir doch stolz darauf, daß gerade in den proletarischen Bezirken sich so vieles geändert und gebessert hat.

Genossin Kern sprach über Fragen der Organisation und Agitation. Der weibliche Mitgliederstand der Partei in Groß-Berlin ist erfreulich. Die Werbewoche 1928 brachte 834 Neuaufnahmen von Frauen, bis jetzt verzeichnen wir für die Werbewoche 1929 bereits 839 Frauen, es stehen aber noch Berichte aus, so daß wir bestimmt mit

900 Neuaufnahmen von Frauen in unserer diesjährigen Werbewoche

rechnen können. Am 1. Oktober 1928 zählten wir 13 454 weibliche Mitglieder, am 1. Oktober 1929 betrug die Zahl 15 871. Das bedeutet eine Steigerung um 18 Prozent. An der Spitze marschieren Sellendorff, Treptom und Kreuzberg, aber auch die anderen Bezirke haben sehr gut gearbeitet. Genossin Kern gab sodann einen kurzen rühmenden Überblick über die Veranlassungen der Berliner sozialdemokratischen Frauen im Berichtsjahr. Noch einmal appellierte sie an das politische Pflichtgefühl der Frau aus der Arbeiterklasse, das sich gerade bei den Kommunalwahlen wiederum zeigen und bewähren müsse. Über 50 Prozent der Berliner Wählerschaft sind Frauen. Allzu viele Frauen aber stehen noch abseits von uns, allzu viele Frauen vornehmlich auch aus den schaffenden Bevölkerungsschichten! Sie zu gewinnen, ihre Stimmen am 17. November der Liste 1, der Sozialdemokratie, zu sichern, das soll unsere Arbeit sein!

In ihrem Schlußwort sprach unter stürmischem Beifall die Vorsitzende Genossin Burm noch einmal die feste Zuversicht aus, daß es am 17. November vorwärts gehen, daß es klappen wird. Die Sozialdemokratie und in ihr nicht zum wenigsten die sozialdemokratischen Frauen stehen im Kampf. Sie werden diesen Kampf erfolgreich bestehen.

Mit einem Hoch auf die Partei und im gemeinsamen Befehl der Internationale schloß die Veranstaltung.

Wetter für Berlin: Nach Klarer und sehr kalter Nacht am Tage langsame Bewölkungszunahme und später wieder heftige und Niederschläge. — Für Deutschland: Nach verbreiteten Nachfröhen in Nordwest- und Mitteldeutschland wieder langsame Eintrübung und aufkommende Niederschlagsneigung, im Süden und Osten auch tagsüber noch ziemlich heiter.

Ungetreue Steuerbeamte.

Frauen und Gewerbetreibende um Darlehen beschwindelt.
Biegnitz, 3. November.
Wie erst jetzt bekannt wird, hat man bei der Biegnitzer kädtischen Steuerverwaltung vor einiger Zeit größere Unterschlagungen aufgedeckt. Der Steuerinspektor Eitner, der bei der Steuernebenstelle Rathaus angeheuert war, wurde im Zusammenhang mit dieser Unterschlagung vor etwa 14 Tagen verhaftet. Er hatte es verstanden, bei Hausfrauen und Gewerbetreibenden erhebliche Darlehen zu erschwindeln, die insgesamt 6300 M. ausmachten. Die eingezogenen Steuerbeträge hat Eitner als bereits an die Kasse abgeführt, verbucht, während er sie in Wirklichkeit für sich behielt. Weiter hat er unbefugt Kassenquittungen an Steuerpflichtige ausgegeben. Die Gelder, die er auf diese Weise erbeutete, belaufen sich auf etwa 6000 M. Die Gesamtsumme der unterschlagenen Gelder beträgt ungefähr 12 000 M. Die Untersuchung ist noch nicht abgeschlossen.



Montag, 4. November.
Berlin.

- 16.05 Marcuse: Der Sternhimmel im Monat November.
 - 16.30 1. Beethoven: Sonate G-Dur, op. 96. 2. Brahms: Sonate G-Dur, op. 78. (Hedwig Paßbauer-Rohr, Violine; Dr. Hansa Rohr, Flügel.)
 - 17.00 „Tank verteidigt sein Leben.“ Roman von Friedrich Wolf, Bruchstücke (gelesen vom Verfasser).
 - 18.00 Lieder von E. J. Wolff, N. Medtner, Gretschaninow, Tschaikowsky (Else Jörn, Sopran; am Flügel: Seidler-Winkler).
 - 18.25 Ministerialrat Dr. Feiler: Volkswirtschaftliche Tagesfragen.
 - 18.45 Konrad Conrad: Eindrücke von einer Fahrt durch das Räumungsgebiet.
 - 19.10 Unterhaltungsmusik.
 - 20.30 Programm der Aktuellen Abteilung.
 - 20.50 Hotel Kaiserhof: Unterhaltungsmusik.
 - 21.10 „Lebendige Dichtung.“ Ein Querschnitt. Mitw.: Lotte Lesje, Walter Franck.)
 - 22.30 Funk-Tanzunterricht.
 - Anschließend Tanzmusik. Während der Pause Bildfunk.
 - 23.45 Sechstagerennen. (Übertragung aus dem Sportpalast.)
- Königswusterhausen.
- 17.30 Prof. Sachs: Religiöse Kalligrafik.
 - 18.00 Dir. Bäuerle: Geschichte des freien Volkswirtschaftswesens.
 - 18.30 Englisch für Anfänger.
 - 18.55 Dr. Blohm: Arbeitsleistung und Maschinenanwendung in der nordamerikanischen Landwirtschaft.
 - 19.20 Maurermeister Arendt: Das Baugewerbe.
 - 20.00 Alberg: Aus der Werkstatt des Verfertigers.
 - 20.30 1. Ravel: Sonatine. 2. Debussy: a) La Vierge, b) Ondine; c) Minstreli (Franz Josef Hart, Flügel).
 - 21.00 Märche.

Verantwortlich für die Redaktion: Wolfgang Schwarz, Berlin; Anzeigen: E. Glade, Berlin; Verlag: Fortschritt Verlag G. m. b. H., Berlin; Druck: Fortschritt-Verlag; Druckerei: Fortschritt-Verlag, Berliner Straße 11, Berlin 11.

Anzug-Stoffe

englischer Fabrikation von Weltrup - nur bei
Koch & Seeland
Gertraudenstraße 20-21.

Tisch-Lampe
Keramik-Mk. 7.-
auch 12 MONATS RATEN
Raddatz
Berlin, Leipzigerstr. 122-123

SCALA
Tägl. 2 Vorst. 8 u. 8 1/2 Uhr
Barbarossa 828
Preise 1-6 M. Wochenl.: 5 R. 58 Pf. - 3 M.
Geraldine u. Joe, 176, Power usw.

PLAZA
Tägl. 9 u. 10
Sonnt. 2 u. 3 u. 4
Alex. E. 4. 8066
INTERNAT. VARIETE

Großes Schauspielhaus 8 Uhr:
3 Mustetiere
REGIE: CHARELL
3 Sonntag nachm. ungek., halbe Pr.

Volksbühne
Theater am Blödyplatz
8 Uhr
Frühlings Erwachen
Staatl. Schiller-Th. 8 Uhr
Treibjagd
Staatsober am Platz der Republik 7 1/2 Uhr
Der **Freischütz**
Theater am Schlossbuck 8 1/2 Uhr
Pennaler

Horchwerke Akt.-Ges.
Abteilung „Gebrauchte Wagen“
Berlin-Reinickendorf, Berliner Straße 97
Fernsprecher: Reinickendorf D 9, 2231
geben zu billigen Preisen
und sehr günstigen Zahlungs-Bedingungen
einige wenig gebrauchte Personewagen,
welche aus bestem Privatbesitz in Zahlung
genommen worden sind, ab:
8/38 PS Mercedes-Roadster, 6fach bereift, maschinell und äußerlich in hervorragendem Zustande
12/55 PS Mercedes, 6 Cylinder, Pullmann-Limousine, 6/7sitzig, maschinell generalüberholt, sehr repräsentables Objekt
13/50 PS Renault, Pullmann-Limousine, Karosserie Weymann, 6fach ballonbereift, Vierradbremse, besonders preiswerter Reisewagen
19 65 PS Horch, 8 Cylinder, Pullmann-Cabriolet 6/7sitzig, 6fach bereift, generalüberholt und äußerlich in bester Verfassung
ferner verschiedene andere Objekte von RM. 300.- an

Winter Garten
8 Uhr - Lenit. 10.10 - Kassen erloscht
Jus Bols, Jovin Slaters etc.
Sonntags u. Sonntag je 2 Vorstellungen
3- und - Uhr. 3. kleine Preise.

Mein Kapitän-Kautabak
schmeckt mir doch am besten!

Theater, Lichtspiele usw.

Staats-Oper Unter d. Linden A.-V. 240 20 Uhr Tosca	Stadt. Oper Bismarckstr. 194 1/2 Uhr Geschlossene Vorstellungen
Staats-Oper Am Plid.Republ. Vorst. 76 19 1/2 Uhr Freischütz	Staatl. Schausp. am Gendarmenmarkt R.-S. 37 20 Uhr Weh' dem der lügt

Staatl. Schiller-Theater, Charlth.
20 Uhr:
Treibjagd

ROSE-THEATER Fr. Frankfurter Straße 132
Billett-Kasse: Alexander 342.
Täglich 8 1/2 Uhr
(Sonntags 9 1/2 u. 9 Uhr)
Die leichte Isabell
Jeden Mittwoch 3 Uhr:
Das tapfere Schneiderlein
Jeden Schabus 3 Uhr
u. jeden Sonntag 3 1/2 Uhr:
Frau Holle

Deutsches Theater
O. L. Norden 12 310
8 1/2 Uhr
Der Kaiser v. Amerika
von Bernard Shaw
Reg.: Max Reinhardt
Kammerspiele
O. L. Norden 12 310
8 1/2 Uhr
Der **Unwiderstehliche**
Komödie von Géraldy und Spitzer
Regie: Gustaf Gründgens

Renaissance - Theater
8 1/2 **STEMPELBRUDER**
Von Duschny. Regie: Gust. Hartung.
CASINO-THEATER
Lothringers Straße 37.
Neu! Täglich 8 1/2 Uhr Neu!
Vertagte Hochzeitsnacht!
und ein erstklassiger bunter Teil.
Für unsere Leser:
Gutschein 10 R. 1-4 Personen
Fautelle nur 1,25 M., Sessel 1,75 M.,
Sonnige Preise: Parkett u. Rang 0,30 M.

Verkäufe
Möbel
Wohlfühlmöbel „Primitiv“, Kleintische, Kuffelstühle, Uhren, Spielzeuge, Holzer, Stangerkühle achtzehn. Rein haben
Möbelkäufe meiste Kredit und Bar
Möbelbesatz, große Auswahl, Preisliste, Billigste.

Deutsches Theater
O. L. Norden 12 310
8 1/2 Uhr
Letzte Vorstellungen!
Kolportage
Komödie von Georg Kaiser
Regie: Erich Engel
Zentral-Theater
Alte Jakobsstr. 32
Gastspiel d. Th. d. Westens
Täglich 8 1/2 Uhr
Sg. 4 u. 8 1/2 Uhr
Friederike
Der Weltberühmte von Franz Lehar

Kleines Theat.
Merkur 1624
Täglich 8 1/2 Uhr
Max Adalbert
als Nante
am Flügel
Rudolf Nelson
Lustspielhaus
Friedrichstr. 236
Bergmann 2927
Täglich 8 1/2 Uhr
Grand Hotel
Lustspiel von Paul Frank
Lessing-Theater
Norden 10846
Gruppe junger Schauspieler
Täglich 8 1/2 Uhr
Cyankali
6 218
von Friedrich Wolf

Barnowsky - Bühnen
Theater in der Königsgrätzer Straße
Täglich 8 1/2 Uhr
Die erste Mrs. Selby
mit Fritz Massary
Komödienhaus
Täglich 8 1/2 Uhr
Der Hühnerhof
v. Tristan Bernard

Musikinstrumente
Wingwieser, Hermann present. Signaturfabrik Prof. Brunsstraße 55
Wollmann Pianoforte
Stammbaus gegründet 1887. Pianof. Flügel. Harmoniums, 100 Instrumente. Ausverkauf, anerkannter Kaufmann, Preiswürdigkeit, gültige Leihverträge. Neue Pianof. 900 Mark, sechs-achtzig 400 Mark an, fünfzig Gebrauchte. Die Wollmann Pianofortefabrik. Wollmann G. m. b. H., Berlin S. 33. Leipzigerstraße 37 (Seiteneingang).

Trianon-Th Merkur 2391
8 1/2 Uhr
Elisabeth Strickrodt in
„Die Ballerina des Königs“
Theat. d. Westens
Tägl. 8 1/2 Uhr
Mariella
Musik v. Oscar Straus
Käthe Dorsch
Michael Hoban
Sonntag 2 u. 5 Uhr
Friederike

Füllhalter
JUERGENS
Fahrräder
2000 Räder, neuer Weltrekord, 7.50, 10, 15, 20, 25, 30, 35, 40, 45, 50, 55, 60, 65, 70, 75, 80, 85, 90, 95, 100. Weltrekord, Weltrekord, Weltrekord.

Kaufgesuche
Rebeggs, Blattnabfälle, Utensilien, Pfeil, Gerdhler, Silberarmaturen, Goldschmelze Christian, Silbermedaille 90 (Goldstück überstreichbar).

Berliner Ulk-Trio
Neukölln, Lahnstr. 74/76

Tote, die wiederkehren

Menschenschicksale, die der Krieg durcheinanderwürfelte

Man hat des öfteren von dem phantastischen Schicksal jener gehört, die während des Krieges totgefragt wurden und eines Tages doch wieder auftauchten. Es handelt sich hier viel weniger um eine Einzelercheinung, als man annehmen sollte. Die Versorgungsgerichte wissen von einer ganzen Anzahl derartiger Fälle zu berichten. Sie wissen auch um die soziale Not dieser unheimlichen Opfer ihres Verschollenseins. Aber — leider — haben sie nicht immer das notwendige Verständnis für die Tragödie der Totgefragten und ihrer Familien. Gerade dieser Behörde, der die Versorgung der Kriegsinvaliden und ihrer Opfer obliegt, möchte man weniger Bürokratismus und Bedanterie und mehr Menschlichkeit wünschen.

Wir lassen einige Fälle folgen, die sich um den Komplex der Totgefragten gruppieren und die über die Rechtsstreitigkeit hinaus einen Einblick in die äußere und innere Not auch dieser Opfer des Krieges geben.

Verschollen, aber nicht totgefragt!

Als der Krieg ausbrach, lebte das Ehepaar B. in Riga. Mann, Frau und zwei Kinder wurden als deutsche Reichsangehörige interniert, die Eheleute voneinander getrennt und in verschiedenen Gefangenenlagern Sibiriens untergebracht. Eine Verständigung zwischen ihnen war nicht mehr möglich. Im Jahre 1918 wurde B. nach Deutschland ausgetauscht. Seine Frau blieb in Sibirien. Ihren Jungen, der im Jahre 1915 durch Bemühungen des amerikanischen Konsulats in ein Waisenhaus gekommen war, erhielt sie ein Jahr später als Krüppel wieder. Sie war von Beruf Krankenpflegerin und beschäftigte sich so gut es eben ging. Im Jahre 1920 kehrte sie nach Deutschland zurück. Durch den Zentralnachweis für Kriegerverluste und Kriegesgräber stellte sie fest, daß ihr Mann am 1. September 1918 als Landsturmmann eingezogen, später als Gefolgsmann nach Königsberg verlegt worden sei. Der weitere Verbleib war unbekannt. Eine Verlustmeldung lag nicht vor. Alle Bemühungen, den Aufenthalt festzustellen, hatten keinen Erfolg. Von ihrer in Riga lebenden Schwiegermutter erfuhr sie, daß ihr Mann gefallen sei. Sie erhielt weder Witwen- noch Waisentente.

Im Jahre 1926 stellte sie beim Amtsgericht den Antrag auf ein Widowsurteil. Sie verlangte, daß ihr Mann auf Grund der vom Gesetz vorgesehenen verkürzten Fristen für tot erklärt werde. Das Gericht lehnte den Antrag ab mit der Begründung, seine Beteiligung an kriegerischen Maßnahmen und kein Untertommen durch Handlungen in bedrohter Gebietszone sei nicht glaubhaft gemacht; es sei ja möglich, daß er, ohne die vorgeschriebene Entlassung abzuwarten, sich eigenmächtig entfernt habe, was ja nicht selten vorgekommen sei. So war die Frau gezwungen, sich weiter durchzuhängen. Erst jetzt, nach Ablauf von zehn Jahren, darf sie hoffen, daß ihr Mann für tot erklärt und sie die Witwen- und Waisentente erhalten werde.

Wenn er doch tot geblieben wäre!

B. hatte sechs Tage vor Kriegsausbruch geheiratet. Im Jahre 1916 kam er zur Frau auf Urlaub. Am 30. September 1918 erhielt sie von ihm das letzte Schreiben. Seitdem blieben alle ihre Briefe unbeantwortet. Sie schlug sich mit ihren beiden minderjährigen Kindern, so gut sie konnte, durchs Leben. Das Amtsgericht erteilte ein Ausschlußurteil. B. galt von nun an für die Behörden als verschollen. Die Frau durfte Witwen- und Waisentente beziehen.

Dann kam in ihr Leben eine ganz unerwartete Wendung. Das Reichsversicherungsamt hatte bei Nachprüfung des Falles festgestellt, daß eine Anfrage beim deutschen Roten Kreuz über den Verbleib des B. unbeantwortet geblieben war. Es veranlaßte weitere Nachforschungen. Das deutsche Konsulat in Nowosibirsk stellte fest, daß B. heil und guter Dinge in Woloskrajewsk lebt — als Vorsitzender des Rayon-Vollzugsrats. Es konnte kein Zweifel sein, er war es wirklich. Das von dort eingekommene Lichtbild entsprach dem aus Deutschland zur Verfügung gestellten. B. war nach Kriegsende in Rußland geblieben, hatte hier geheiratet und als Kommunist Karriere gemacht. Seiner deutschen Frau und ihren Kindern wurde nach Klärung des Falles die Witwen- und Waisentente entzogen: der Totgefragte lebte ja. Die Frau konnte keine neue Ehe eingehen, da ihre alte nicht aufgelöst und ihr Mann am Leben war. So blieb ihr ein Weg: das Urteil, das die Todeserklärung ausgesprochen hatte, anzufechten und gegen den Mann auf Scheidung zu klagen. Er hatte durch sein böswilliges Verschweigen seine ehelichen Verpflichtungen aufs schwerste verletzt und die Ehe in einer Weise zerrüttet, daß der Frau nicht zugemutet werden konnte, die Ehe fortzuführen.

Nach zwölf Jahren wieder außerstanden.

Ein Gegenstück zu diesem Falle bildet einer, der vom Sekretär des Reichsbundes der Kriegsbeschädigten, Schubert, mitgeteilt wird. R. ging im Jahre 1914 in den Krieg. Im Jahre 1918 geriet er in russische Gefangenschaft. Seitdem blieb keine Frau ohne Nachricht. Sie erreichte ein Ausschlußurteil, bezog als Kriegeswitwe Rente, verheiratete sich und erhielt die gesetzliche Waisentente. Jahre waren ins Land gegangen, als plötzlich im Jahre 1926 der Mann erschien. Diese Rente hatte er an seine Frau geschickt, seine Briefe erreichten sie nicht, ebenso wenig ihre Briefe ihn. Bald war er in einem Gefangenenlager, bald in einem anderen. Im Jahre 1919 geriet er bei der Koltschakarmee in japanische Gefangenschaft, im Jahre 1920 wieder in russische. Deutschland kehrte er schwer kranken- und lektropf-tuberkulös zurück mit einer Erwerbsminderung von 100 Proz. Er verzichtete darauf, zu seiner Frau zurückzukehren. Auch bestand ihre zweite Ehe zu Recht. Paragraph 1348 des BGB. besagt: Geht ein Ehegatte, nachdem der andere Ehegatte für tot erklärt worden ist, eine neue Ehe ein, so ist die neue Ehe nicht deshalb nichtig, weil der für tot erklärte Gatte noch lebt; sie ist das nur, wenn beide Ehegatten bei der Eheschließung wußten, daß er die Todeserklärung überlebt hat. Das Versorgungsamt lehnte den Rentenanspruch dieses schwergeprüften und unheilbar kranken Menschen ab. R. ließ es, sei freiwillig in Rußland geblieben und habe

alle Fristen veräußert. In Wirklichkeit war er aber nirgends in Rußland als Kriegsgefangener registriert worden, hatte weder eine Aufforderung zur Rückkehr in die Heimat, noch Geldmittel erhalten. Er hatte auch gar nicht wissen können, daß in Deutschland eine Kriegesopferversorgung existiert und war deshalb auch nicht in der Lage, Rente zu beantragen. So lautete die Argumentation der Rechtsstelle des Reichsbundes für Kriegsbeschädigte. R. wartet noch heute auf seine Rente.

Ein serbisches Geschick — kein Kriegsgeschick.

Run noch ein Beispiel für die oft unerklärliche Haltung der Versorgungsgerichte, wenn es sich auch nicht um einen Totgefragten handelt. R. wird auf dem serbischen Kriegsschauplatz verwundet.

Er wird notwendig verbunden, die Wunde heilt; seitdem aber verlassen ihn keinen Augenblick nervöse Beschwerden. Im Jahre 1926 wird er vollends arbeitsunfähig. Eine Röntgenaufnahme stellt fest, daß über dem Becken ein Infanteriegeschoss steckt. Daher die Beschwerden. Das Infanteriegeschoss ist aber ein serbisches Infanteriegeschoss. Was sage nun näher, als daß das Versorgungsamt ihm eine Rente zusprache. Keine Idee. Es erklärt, es sei nicht wahrscheinlich, daß der Steckschuß aus dem Kriege herühre. Es bedurfte einer Berufung, damit das Versorgungsgericht nach verschiedenen Schwierigkeiten R. eine 30prozentige Rente zusprach.

Opfer des Krieges — Menschenleben, die der Krieg elend werden ließ!
L. R.

Aus Deutschlands ältester Republik

Lübeck, wie es wurde und wie es ist

„Dat hebt wi früher nicht hatt. Wat drufen wi dat hütt?“

Das Flugzeug der Luthansa fährt über Lübeck. Nichts bietet größere Möglichkeit, Geschichte zu sehen, als der Blick von oben, der Blick aus der Vogelperspektive heraus. Lübeck, das 1226 durch Erlass des Hohenstaufenkaisers Friedrich freie Stadt wurde und damit den Ruhm für sich in Anspruch nehmen darf, Deutschlands älteste Republik zu sein, verrät Werden und Vergehen, Aufstieg und Niedergang, Absterben und neues Erblühen, wenn man es von oben herab betrachtet. In der Innenstadt drängt sich Haus an Haus. Noch erkennt man die Reste von Wall und Ummauerung, durch die einst der Gegner, der Däne, der Dithmarscher, der Hamburger und vor 123 Jahren der Franzose der Stadt ferngehalten werden sollte. Eng sind die Straßen, aneinandergeliebt sind die Häuser, mittelalterlich ist der Eindruck. Daneben aber deuten auf die Größe einer freilich längst verlustenen Vergangenheit die sieben Türme, das Holstentor, das Burgtor, die historischen Mäse der Stadt, die einst nach dem alten lübischen Liede Königen die Krone gab und Haupt der Hanse war.

Aber man spürt gerade vom Flugzeug aus, daß der Geist der Hanse sich regt. Er stößt die Mauern beiseite, er dehnt sich aus, er will Luft. Die alten Mauern sind gefallen, Vorstädte, die in ihren Ausläufern immer weiter sich über das alte Weichbild erstrecken, zeigen, daß über Vergangenes hinweg neues Leben sich Bahn bricht. Und erweist sich der Sozialist die Arbeiterkationen, die schmuden, kleinen Häuschen, die außerhalb der Innenstadt liegen und geschaffen wurden durch das neue Lübeck nach 1918.

Vor der Veränderung der Staatsform, vor 1918, gewiß, schon damals war Lübeck Republik. Aber es war eine Republik, die unberührt war von den Idealen wirklicher Demokratie. Es war eine aristokratische Republik: Ein vornehmliches Wohlstand lebte in den Senat und in die Bürgerchaft die Angehörigen sogenannter Patrizierfamilien, sie kauf Regierende, die es sich auf meist erblichen Sesseln bequem machten, die viel zu stolz waren, um sich um Wohl und Wehe des Hafenarbeiters, des Kohlentragers, des Schiffers, des kleinen Mannes überhaupt mehr zu kümmern, als ein überkommenes, patriarchalisches Verhältnis angemessen scheinen ließ. Ohne Zweifel, diese seltsamen Republikaner, deren letzter und vorzüglichster Repräsentant der verstorbene Bürgermeister Fehling war, hatten etwas Antimonarchisches, sagen wir ruhig etwas „Republikanisches“, in sich. Sie hatten niemals viel von den Hohenstauern gehalten. Sie waren auch niemals übermäßig preußisch-militärisch. Wilhelm II. hat Lübeck über zwölf Jahre lang gemieden, weil ihm die Tischgespräche seiner Magnifizenz, des präsidierenden Bürgermeisters, nicht gefielen, und, ohne daß sich der Senat darüber übermäßig aufregte, grüßte ein Posten des Lübeck-Infanterieregiments Nr. 162 wochenlang einen um die Stunde der Senatsitzung vorübergehenden Lohndiener, der Frack und Zylinder trug, durch Präzisionsgriff, Senatoren, die im feierlichen Kleid zur Sitzung kamen, waren als Vertreter der freien Hansestadt militärisch zu begrüßen, Lohndiener nicht. Dem Senat war es gleichgültig. Ebenso gleichgültig aber war den Vertretern alter Lübecker Patrizierfamilien auch Wohl und Wehe der Rindergestellten, der unteren Bevölkerungsschichten, der Arbeiter.

Pflichtig, 1918, kam der große Wechsel. Das alte Wahlrecht fiel, das neue Wahlrecht kam, und mit ihm zeigten sich auf die bevorzugten Sessel der Senatoren Arbeiter, frühere Kutscher, Schlosser und Buchdrucker.

Sie sitzen jetzt zum Teil zehn Jahre aus dem einst unerreichbaren Stühlen, aber sie haben sich nicht nur behauptet, sie haben sich durchgesetzt. Sie haben sich durchgesetzt, nicht etwa, indem sie den Beherrschern der freien Hansestadt von einst Konzessionen machten, nein, indem sie Stück für Stück und mit der Fähigkeit, die uns Norddeutschen eignet, für ihre Auftraggeber, für die Arbeiterchaft, durchsetzten, was durchzusetzen war. Nüchternen Hanseatengeist schühen die Lübecker Arbeiterchaft in ihrer großen Mehrheit davor, kommunistischen Quatschereien nachzulaufen. Wenige Radaubröder vertreten im Lübecker Landesparlament, der Bürgerchaft, die SPD. Aber daß unsere Senatoren nach besten Kräften geschafft haben, was bei der überaus präkären Finanzlage des kleinen Ländchens möglich war im Interesse der Arbeiterchaft, das geschah, das wurde Wirklichkeit.

Der Lübecker Bürger ist Krämer. Man spürt, wenn man die Reden der Vertreter des hanseatischen Bürgerblocks liest, nichts von dem königlichen Kaufmann, von dem die Lübecker Dichterin Ida Boy Ed geschrieben hat. Man erkennt nichts als einen Horizont von dem Umfange des Tententafles, das vor dem Kontorschemel steht. Unsere Leute haben es in ihrer sozialen Arbeit nicht leicht gehabt. Es läßt ihnen entgegen: „Dat hebt wi früher nicht hatt. Wat drufen wi dat hütt?“ (Das haben wir früher nicht gehabt, was brauchen wir das heute.) Die Sozialdemokratie sagt: Wir brauchen es! Und sie hat sich durchgesetzt.

Der Schrecken Lübecker Proletariatskinder war vor 1918 das „Rauhe Haus“. Es war eine Erziehungsanstalt mit allen Qualen, allen Schrecken und allen Verderbnissen, die diese Anstalt damals kennzeichneten. In Einzelheiten hinabzusteigen, sei erspart: man erzog Lebensunfähige oder Verbrecher. Wenn man heute hinausfährt in diese Anstalten vor der Stadt, dann sieht man einen Wandel, der Bände spricht. Der Verantwortliche für das Lübecker Wohlfahrtswesen, Senator Genosse Haut, zeigt mit Stolz, was er aus diesen Heimen gemacht hat. Gewiß, Ordnung und Erziehung zur Selbstdisziplin sind dringend notwendig. In diesem Punkte wird auch nichts veräußert. Gerade Männer, die aus der Arbeiterklasse hervorgehen, wissen über schöne Theorien hinaus, was praktisch zu leisten ist. Aber man spürt nichts von Zwang, von Tyrannei, von innerer Verelendung. Die Jungen und die Mädchen sind frisch, aufgeweckt, unverfälscht, frei heraus. Spiele, Bücher, Radio, Unterricht stehen zur Verfügung. Wo einst der Kommandoton junge Menschen verbildete und ruinierte und zu Sklaven oder Gesetzesbrechern erzog, sucht heute eine wohlwollende Hand nützliche Glieder menschlicher Gesellschaft zu bilden und Sozialität, die vielleicht ererbte übernommen ist, zu beheben und zu beseitigen.

Vorbildlich für jede Großstadt ist in Lübeck die Fürsorge für die Kleinsten. Ich habe viele Heime gesehen, aber ich darf, ohne zu übertrieben, sagen, daß ich kein Heim sah, das soviel Luft, soviel Licht, soviel Sonne bietet, als das Heim am Lübecker Wühlentisch. Zumeist sieht man die Verstoßenen der Vergangenheit: uneheliche Kinder, die hier gezeugt und gepflegt werden! Aus dem Armenhaus wurde in Lübeck durch sozialistische Arbeit ein Verjüngungsheim für die Alten, in dem sie nach ihren geringen Kräften noch schaffen und arbeiten können und gleichzeitig eine gemüthliche, wenn auch kleine Heimstatt haben. Für die ganz Gebrechlichen ist ebenso gesorgt: die Sozialdemokratie wandelte ein Asyl in ein Heim.

Das Beispiel Lübecks zeigt, was sozialdemokratische Arbeit vermag. Die Polizei untersteht einem sozialdemokratischen Senator, und es ist erfreulich, daß die Vertreter der Lübecker Arbeiterchaft ein herzliches Einverständnis zwischen ihnen und den Beamten der Polizei zu rühmen wissen.

Überall, wo die Sozialdemokratie stark ist, sind auch die Organisationen der Arbeiterchaft stark.

Das beweist Lübeck. In ganz Norddeutschland ist wohl nirgends die Gewerkschaftsbewegung lebendiger, tätiger, freudiger als in Lübeck. Bestrebungen, in der Schulreform weiterzukommen, finden gerade in Lübeck durch die Sozialdemokratie Entgegenkommen, das zu schöpferischer Auswirkung führt. Ein Warenhaus der Konsumgenossenschaften ist im Bau. Es geht vorwärts in Lübeck. Die Sozialdemokratie, geführt vom ersten Bürgermeister, Genossen Böwig, steht auch der Entscheidung des Wahlkampfes mit Ruhe und Zuversicht entgegen.

Am 10. November wird in Lübeck das Landesparlament, die Bürgerchaft, neu gewählt. Unsere Genossen hoffen zuversichtlich, aus der stärksten Partei der Bürgerchaft die Mehrheitspartei in der Bürgerchaft zu schaffen. Wir Berliner, die wir am 17. November an die Urne treten, tun gut, auch in die Provinz hinauszuschauen und von dort zu lernen. Dann erkennen wir, was die Sozialdemokratie, wenn sie bestimmenden Einfluß auf die Verwaltung auszuüben vermag, leistet. Aus dem Lübeck eines engbegrenzten Krämergeistes wurde eine Stadt, wurde eine Gemeinde, die durch die Vertreter der Arbeiterchaft, durch die Sozialdemokratie, alles verdrängt und neues schuf.

Mögen die Lübecker am 10. November uns Berliner zum 17. November anspornen, unsere Pflicht als Sozialdemokraten zu erfüllen.
Henning Duderstadt.

Ein Ueber-Wolkenkratzer

Das höchste Haus der Welt wird der Ueber-Wolkenkratzer Rogers-Schulte sein, der im New-Yorker Stadtteil Manhattan auf einem Gebiet von zwei Straßenblöcken errichtet werden wird. Der Riesebau wird 150 Stockwerke haben und eine Höhe von 1600 Fuß, das sind 488 Meter. Mit diesen Dimensionen wird der Bau alle bisher von menschlicher Hand errichteten Bauwerke, auch den Eiffelturm mit seinen 300 Metern in den Schatten stellen. Der bisher höchste New-Yorker Wolkenkratzer, das Woolworth-Gebäude mit seinen 80 Stockwerken, wird um etwa das Doppelte übertroffen und auch die noch im Bau befindlichen Wolkenkratzer, wie der der Bank of Manhattan in der Wallstreet mit 840 Fuß Höhe und der Neubau der Empire State Inc. auf dem Platz des ehemaligen Waldorf-Astoria-Hotels, der 1000 Fuß hoch wird, werden bei weitem überflügelt werden. In den 150 Stockwerken des Riesenhauses werden etwa 50 000 Personen in Büroraumlichkeiten untergebracht werden, und nach den Vergleichszahlen bei anderen Geschäftshäusern werden täglich etwa 200 000 Personen in diesem Hause ein- und ausgehen.

Mord im Zuchthaus

von Viktor Hugo

Aus dem Französischen von Oskar Wöhrle

(1. Fortsetzung.)

Sie arbeiteten beide in der gleichen Werkstatt; sie schloßen hinter dem gleichen Kiegel; sie gingen im gleichen Hofe spazieren; sie aßen das gleiche Brot.

Jeder war des anderen Best.

Sie schienen glücklich.

Ich habe bereits von dem Direktor der Werkstätten gesprochen. Dieser Mensch, den die Sträflinge haßten, mußte sich oft an Claude wenden, wenn er seinen Befehlen Gehorsam verschaffen wollte.

Wenn es galt, einen Aufruhr oder einen Tumult zu stillen, die müßiggewordenen Sträflinge zur Bernunft zu bringen und im Saum zu halten, so richteten zehn Worte Claudes mehr aus als zehn Aufseher oder Gendarmen des Direktors. Claudes titellose Autorität hatte die titelhafte des Direktors schon bei mehr als einer Gelegenheit wirksam unterstützt. Darum haßte ihn dieser aus tiefer Seele.

Er war eifersüchtig auf diesen Dieb.

In seinem Innern hegte er gegen Claude einen versteckten, unerschöpflich, neidbesprühten Haß; den Haß des Scheinheers gegen den, der wirklich das Heft in Händen hat; den Haß der rein körperlichen Gewalt der obliegenden geistigen gegenüber.

Claude liebte seinen Freund und dachte nicht an den Direktor. Eines Morgens, als die Sträflinge von den Aufsehern aus den Schloßsälen in die Werkstätten geführt wurden, sagte ein Wärter zu Albin, er müsse sofort zum Direktor kommen.

„Was will man von dir?“ fragte Claude.

„Ich weiß es nicht,“ sagte Albin.

Der Wärter führte Albin fort.

Der Vormittag verstrich.

Albin kam nicht mehr in die Werkstatt zurück.

Als Essenszeit war, hoffte Claude, den Freund im Hof zu finden.

Albin war auch da nicht.

Nach der Pause kehrten die Sträflinge in die Werkstatt zurück. Albin zeigte sich nirgends. Er war und blieb verschwunden. So schlich der Tag dahin.

Am Abend, als die Sträflinge wieder in die Schloßsäle geführt wurden, suchte Claude seinen Freund mit den Augen.

Er fand ihn nirgends.

Er schien in diesem Augenblick sehr zu leiden; denn er redete einen der Aufseher an, was er sonst nie tat.

„Ist Albin krank?“ fragte er.

„Rein!“ sagte der Aufseher.

„So, warum sieht man ihn denn heute den ganzen Tag über nicht?“

„Weil man ihm ein anderes Quartier angewiesen hat,“ sagte der Aufseher gleichgültig.

Zeugen, die über diesen Vorgang später, anlässlich der Gerichtsverhandlung, vernommen wurden, bekundeten, bei dieser Antwort habe Claudes Hand, in der er eine Kerze hielt, merklich gezittert. Claude fragte mit verhaltener Stimme:

„Wer hat dies angeordnet?“

Der Schließer gähnte und sagte: „Niemand anders, als der Herr Direktor.“

Auch der nächste Tag verfloß wie der vorhergegangene ohne Albin.

Abends, nach Arbeitsloß, machte der Direktor seinen gewohnten Rundgang durch die Werkstätten.

Als ihn Claude von weitem sah, nahm er seine großmüthige Miene ab und knüpfte sein graues Wams, die armselige Gefangeneneinkleidung, bis oben hinauf zu.

Denn es ist Grundgesetz in den Zuchthäusern, daß ein respektvoll zugedrücktes Wams die Vorgesetzten günstig stimmt.

Also, mit der Miene in der Hand, stand Claude aufrecht am Eingang zu seiner Bank und wartete den Direktor ab.

Dieser kam.

„Herr Direktor!“ begann Claude.

Der Angeredete blieb stehen und wandte sich halb um.

„Ist es wahr, Herr Direktor, daß man Albin in eine andere Abteilung gebracht hat?“

„Ja!“

„Herr Direktor,“ fuhr Claude weiter fort, „ich brauche Albin, um leben zu können!“

„Wieso?“

„Sie wissen, daß ich mich an der Anstaltsportion nicht satteisen kann und daß deswegen Albin sein Brot mit mir teilt.“

„Das war seine Sache!“ sagte der Direktor.

„Herr Direktor, sollte es kein Mittel geben, mich mit Albin wieder in das gleiche Quartier zu bringen?“

„Unmöglich, die Sache ist und bleibt abgemacht!“

„Von wem?“

„Von mir!“

„Herr Direktor,“ sagte Claude, „die Sache bedeutet für mich Leben oder Tod, und das steht bei Ihnen!“

„Von meinen Beschlüssen gehe ich nie ab!“

„Herr Direktor, habe ich Ihnen je etwas zu Leide getan?“

„Rein!“

„Warum trennen Sie mich dann von Albin?“

„D a r u m!“

Mit dieser Erklärung schloß der Direktor weiter. Claude ließ den Kopf hängen und sagte kein Wort.

Ich muß hier ausdrücklich feststellen, daß der Kummer über die gewalttätige Trennung von seinem Kameraden den krankhaften Heißhunger des Gefangenen in keiner Weise mäßigte.

Somit schien nichts merkbar an ihm verändert.

Zu seinen Zellengenossen sagte er nichts von Albin.

Abgesehen von den anderen, durchmaß er in den Freisunden den Spazierplatz und hungerte.

Wer ihn aber genauer kannte, bemerkte wohl etwas Finsternes und Düsteres, das sich mit jedem Tage tiefer über sein Antlitz legte. Keuchend aber schien er ruhiger als je.

Glücke der Sträflinge wollten ihre Rationen mit ihm teilen. Er lehnte lächelnd ab.

Jeden Abend nun, seit ihm der Direktor die tägliche Erklärung gegeben hatte, legte er eine Sache ins Bett, die närrisch schien und die um so mehr aufsteigend und Kaptschütteln erregte, weil sie von einem so ernsthaften Menschen wie ihm ausging.

Jedesmal, wenn der Direktor auf seinem abendlichen Rundgang an der Werkbank Claudes vorbeikam, schaute dieser auf, sah den Direktor steif und starr an und richtete dann in einem Tone, der zugleich bat und drohte, die beiden Worte an ihn:

„Und Albin?“

Der Direktor stellte sich dann, als ob er taub sei oder entfarrnte sich achselzuckend.

Dieser Mann aus Paraglyphenland tat nicht recht daran, schweigend die breiten Achseln zu zucken; denn allen, die diese seltsamen Auftritte mit ansahen, war es nur allzu klar, daß Claude Gueuz in seinem Innern fest zu etwas entschlossen war.

Das ganze Zuchthaus wartete in peinlicher Unruhe und Erregung auf den Ausgang dieses Kampfes zwischen Starrsinn und festem, unbeeuglichem Entschluß.

Es ist erwiesen, daß Claude einst unter anderem sagte:

„Hören Sie, Herr Direktor! Geben Sie mir meinen Kameraden wieder. Ich versichere es Ihnen, Sie fahren gut dabei! Andernfalls will ich Sie gewarnt haben!“

Einst, an einem Sonntag, als Claude sich im Hofe aufhielt und stundenlang unbeweglich auf einem Stein saß, die Ellendogen auf die Knie und die Stirne in die Hände gestützt, näherte sich ihm der Sträfling Fallette und rief lachend:

„Claude, was zum Teufel treibst du da?“

Claude sah langsam auf und sagte ernsthaft:

„Ich halte über jemanden Gericht!“

Eines Abends endlich, am 25. Oktober, als der Direktor seine Runde machte, geriet Claude absichtlich ein Uhrenglas, das er am Morgen in einem der Korridore gefunden hatte.

Der Direktor fragte, woher das Geräusch käme.

„Es ist nichts von Belang,“ sagte Claude, „ich war's. Herr Direktor, geben Sie mir meinen Kameraden wieder!“

„Unmöglich!“

„Und doch muß es möglich sein,“ entgegnete Claude mit tiefer, fester Stimme und sah dem Direktor des Zuchthaus frei ins Gesicht: „Überlegen Sie sich's! Heute ist der 25. Oktober. Ich lasse Ihnen Zeit bis zum 4. November!“

Einer der Aufseher machte den Direktor darauf aufmerksam, daß Claude eine Drohung ausgestoßen habe und deshalb disziplinarisch bestraft werden müsse.

„Rein, nichts bestraft!“ sagte der Direktor mit einem höhnischen Lächeln, „ich will mit diesem Pack da gut sein!“

Am nächsten Morgen, während sich die übrigen Gefangenen an einem Ende des Hofes in einem kleinen, sonnebeschienenen Biered umhertrieben, ging Claude für sich allein nachdenklich auf und nieder. Da trat der Sträfling Fernot zu ihm:

WAS DER TAG BRINGT.

Ein Kriegsächtungspakt vor 2575 Jahren.

Eine hantauer Zeitung macht darauf aufmerksam, daß es schon vor 2575 Jahren so etwas wie einen Kriegsächtungspakt gegeben hat. Im Jahre 546 vor Christus berief nämlich der erste Minister eines der chinesischen Staaten, die sich damals wie heute gegenseitig erbittert bekämpften, eine Konferenz nach Sung-Tschu, um dem Bürgerkrieg ein Ende zu machen. Man verhandelte lange. Ganz wie jetzt gab es Empfänge, Bankette und glänzende Feste. Schließlich unterzeichneten alle Delegierten feierlich einen Pakt, in dem sie anerkannten, daß der Krieg eine barbarische und nichtswürdige Sache ist. Darauf trennten sie sich, nachdem sie die Verpflichtung übernommen hatten, nicht mehr zu den Waffen zu greifen und etwaige Streitigkeiten Schiedsrichtern zur Entscheidung zu unterbreiten. Dieser „ewige“ Friede dauerte acht Jahre.

Die Milliardäre wollen unter sich sein.

Miami und Palmbeach, die bisherigen Millionärstolonien von USA, sind den Multimillionären vom Schlage Vanderbilt, Chrysler, Kahn u. a. m. in letzter Zeit zu gewöhnlich geworden. Es paßt ihnen nicht, daß jeder ein- oder zweifache Millionär ihr Nachbar werden kann. So haben sie nun ihre Grundstücke in den „Reinbürgerlichen“ Miami und Palmbeach verkauft und beabsichtigen, sich einige Meilen südwärts neu anzusiedeln. Um unliebhaften Zugang zu vermeiden, haben sie Gebäude im Ausmaß von mehreren hundert Quadratmetern angekauft, das nur mit Stimmenmehrheit wieder veräußert werden kann.

Todesurteil für einen Siebzehnjährigen.

In der Stadt Tulsa im Staate Oklahoma wurde ein 17jähriger Junge namens Ted Cole wegen eines Raubüberfalls zum Tode verurteilt. Cole hatte bei einem Raubüberfall mit vorgehaltenem Revolver 412 Dollar erbeutet, doch war bei dem Ueberfall kein Schuß abgegeben und niemand verletzt worden. Der Richter rechtfertigte das drakonische Urteil mit der Erklärung, wenn einer der Ueberfallenen auch nur die geringste Bewegung gemacht hätte, so wäre er niedergeschossen worden. Es sei nicht ratsam, zu warten, bis jemand getötet sei, bevor man Maßnahmen ergreife, um der Bedrohung durch solche Raubüberfälle entgegenzutreten.

Von demselben Richter wurde ein vorbestrafter Mann namens Kelley, der mit seiner Frau und seinem Sohn im Auto nach Nevada unterwegs war, um dort von seinem Lungenscheiden Heilung zu suchen, zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt, weil er sich an einer Tankstation Benzin verschafft hatte und ohne Bezahlung weggefahren war, wobei er einen Angestellten mit dem Revolver bedroht hatte.

Parzellen auf dem Monde.

Ein reicher Bauer aus der Umgegend Warschaws ist Bauernfängern in die Hände gefallen, die ihm glaubhaft zu machen wußten, daß die Mondkrater bereits eine vollendete Tatsache sei. Das Konsortium hatte Pläne von Gold- und Diamantensfeldern auf dem Monde an der Hand, die parzelliert abgegeben werden konnten. Für eine Parzelle wurde der Preis von 1500 Dollar bezogen, und der Bauer schätzte sich glücklich, für diesen Preis eine Parzelle auf dem Monde als erster erwerben zu können. Vorläufig wird er sich allerdings damit begnügen müssen, in den Mond zu gucken.

„Nun, Claude, du siehst so traurig aus. Was geht dir durch den Kopf?“

„Ich fürchte,“ sagte Claude, „unserem guten Herrn Direktor wird demnächst ein Unglück zustößen!“

Rein volle Tage sind es vom 25. Oktober bis zum 4. November!

Claude ließ keinen einzigen vorbeigehen, ohne den Direktor auf seinen durch Albins Verschwinden immer schmerzhafter gewordenen Seelenzustand aufmerksam zu machen.

Einmal wurde der Direktor ärgerlich und verhängte vierundzwanzig Stunden Dunkelarrest über Claude, weil dessen ewiges Bitten in der Tat immer mehr einer unerbittlichen Drohung gleichkam.

Das war aber alles, was Claude erhielt.

Der 4. November kam.

An diesem Morgen zeigte Claude ein heitereres Gesicht, als man es seit der Trennung von seinem Freunde je an ihm wahrgenommen hatte.

Nach dem Aufstehen kroch er in einer Holzkiste herum, die am Fußende seiner Pritsche stand und einige wenige Habseligkeiten enthielt.

Er fand eine Schere darin.

Dies war, außer einem unvollständigen Buch, das einzige, was ihm von dem Weibe, das er geliebt hatte, von der Mutter seines Kindes, von seinem ehemaligen kleinen, glücklichen Haushalt, geblieben war.

Für Claude waren beides wertlose Sachen. Nur eine Frau konnte die Schere brauchen, nur ein Gebildeter das Buch.

Claude aber verstand weder zu lesen noch zu schneiden. Als er den alten, verwitterten Klostergang durchquerte, der als Winterpaziergang diente, trat er zu dem Sträfling Ferrati, der aufmerksam die mächtigen Gitterstäbe eines Fensters betrachtete.

Claude zeigte die kleine Schere, die er in der Hand hielt, und jagte zu Ferrati:

„Heute abend werde ich mit dieser kleinen Schere die dicken Gitter da oben durchschneiden!“

Ferrati setzte ein ungläubiges Gesicht auf und fing zu lachen an. Claude stimmte in das Lachen mit ein.

Dieser Vormittag arbeitete er emsiger als gewöhnlich. Die Arbeit ging ihm so schnell und glatt von der Hand wie noch nie.

Kurz vor Mittag stieg er unter irgendeinem Vorwand in die Tischlerwerkstätte hinunter, die ein Stockwerk tiefer im Erdgeschloß lag.

Claude war auch hier sehr beliebt, trotzdem er nur selten hinkam.

Gleich scholl es von allen Seiten:

„Seht, Claude ist da!“

Das war für die Leute in der Tischlerwerkstatt ein kleines Fest. Sie umringten ihn.

Claude warf einen raschen Blick in den Saal. Rein Aufseher war da.

„Wer will mir ein Beil leihen?“ fragte er.

„Was willst du mit einem Beil?“

Er antwortete: „Ich will damit heute abend den Direktor umbringen!“

Man zeigte ihm mehrere Beile.

Er nahm das kleinste, das die scharfste Schneide hatte, versteckte es in seinen Beinkleidern und ging hinaus.

Siebenundzwanzig Sträflinge waren bei diesem Austritt in der Tischlerwerkstatt zugegen gewesen. (Fortsetzung folgt.)

Wenn Geisteskranke entweichen ...

32 Geisteskranke, die kürzlich aus der spanischen Irrenanstalt von Valladolid entwichen, haben die Zeit ihrer Freiheit zu ausgelassenen Streichen benutzt. Einer der Irren wurde wieder eingefangen als er gerade die Schienen einer Eisenbahnstrecke zerstörte. Acht andere hatten sich in ein altes Schloss geflüchtet, die Bewohner eingeschüchtert und verteidigten sich gegen ihre Verfolger hartnäckig mit Steinen. Zwei der Entlaufenen hatten sich in der Stadt Ormedo als Stierkämpfer eingeführt und bereits einen Stierkampf veranstaltet, bei dem sie durch ihr wildes Wesen die Furcht der Stiere und die Begeisterung der Zuschauer erregten; sie wurden aus der Arena nach heftigem Widerstand abgeführt. Wieder ein anderer Geisteskranker wurde in einer Kirche festgenommen, in der er gerade im Priesterornat die Messe zelebrierte.

Eine blaue Rose.

Dem englischen Gärtner Alfred Smith in Downhy ist die Züchtung einer tiefblauen Rose gelungen. Die Rose, die den Namen „Lady Conventry“ erhalten hat, zeigt, wenn sie sich zu öffnen beginnt, eine hochrote Farbe mit blauem Geäder, das zusehends breiter wird, bis zuletzt die ganze Rose diese Farbe annimmt.

Unverzollter Tabak.

Herr Boddede, Getreide en gros, sah in seinem Privatkontor und rauchte eine Zigarre. Ihm gegenüber saß Filmm, der Proturist.

„Warum geht er nicht?“ dachte Filmm. Denn es war sieben Uhr, und das Personal hatte die Kontore verlassen.

Da klingelte es. Der Proturist stand auf und öffnete. Zwei Männer in grünen Uniformen standen da: Zollbeamte.

„Wir müssen das Getreidelager untersuchen,“ sagten sie.

„Wann?“ wunderte sich der Proturist. „Was ist denn los?“

„Es ist eine anonyme Anzeige eingegangen, daß Sie im Getreidelager unverzollten Tabak versteckt haben.“

„Haha,“ lachte der Proturist, „wir sind eine Getreide- und keine Tabakfirma.“

„Bitte sehr,“ sagte Herr Boddede, der hinzutreten war und führte die Beamten in das Getreidelager.

„Das sind ja ungeheure Mengen,“ sagten sie und telephonierten nach dem Zollamt. Zehn Minuten später waren vier weitere Grünröcke da, und alle sechs gruben und schaufelten in den Weizenbergen herum.

„Wer mag denn bloß,“ flüsterie der Proturist, „diese alberne anonyme Anzeige erstatten haben?“

„Ich,“ sagte Herr Boddede.

Filmm riß die Augen auf. „Sie?“

Boddede schwieg. Filmm schwieg. Die Beamten schaufelten. Un, und um.

„Keinen Tabak gefunden,“ sagten sie schließlich, „nur eine Briefstosche.“

„Die gehört mir,“ lächelte Herr Boddede, „ich habe sie neu-lich hier verloren.“

Und er nahm die prall gefüllte Briefstosche, bedankte sich und gab jedem Beamten eine Zigarre.

„Sehen Sie,“ sagte er zu Filmm, „und lernen Sie daraus: diese Zigarren kosten zehn Pfennig das Stück. Was aber hätten wir an Lohn bezahlen müssen, wenn wir die verlorene Briefstosche durch unsere Arbeiter hätten suchen lassen!“

Großschwimmfest der Arbeiter.

Massenbesuch bei den Freien Schwimmern Groß-Berlins.

Neben dem sportlichen Erfolg hatten die Freien Schwimmer Groß-Berlins anlässlich ihrer Schwimmwettkämpfe im Luna-Bad Halensee einen noch nicht dagewesenen Publikums-erfolg zu verzeichnen. Vorherre und Rang waren ausverkauft, etwa 2500 Zuschauer folgten mit größtem Interesse den ausgezeichneten schwimmsportlichen Darbietungen der Berliner Vereine und ihrer Gäste aus dem Reich. Die auswärtigen Vereine hatten nicht ihre schlechtesten Kräfte in den Kampf geschickt. Wenn sie trotzdem die hiesigen unterlagen, bedeutet das keineswegs Unrecht für sie. Die Freien Schwimmer Groß-Berlins befinden sich augenblicklich in einer Form, die auch härteren Gegnern schwer eine Siegerchance verleiht.

Am 15. Uhr war die große Schwimmhalle, mit roten und schwarzgoldenen Bannern reich geschmückt, bereits überfüllt. Der Zustrom der Gäste nahm kein Ende. Dann trat plötzlich Ruhe ein, mochtoll erklang aus vielen tausend Röhren die erste Strophe des Bundesliedes. Der Vorsitzende Böllner begrüßte die Vertreter der Reichs- und Kommunalbehörden, der auswärtigen Bundesvereine, der Sozialdemokratischen Partei, der Gewerkschaften, der Funktionäre und der Presse und hieß alle herzlich willkommen. Die Böllner in seiner Rede betonte, veranstaltet ein Arbeiterschwimmverein zum erstenmal ein so groß ausgezogenes Schwimmfest in diesem Bade. Unser Sport, so rief Böllner mit erhöhter Stimme in die Halle hinaus, soll und muß dazu beitragen, die in der Rationalisierung der Arbeit geschwächten Kräfte neu zu beleben, neu zu stärken, vor allem aber den Gemeinschaftsgeist zu pflegen. Wir wollen aber auch heute betonen, daß wir bestrebt sind, der Partei sowohl als auch den Gewerkschaften durch unseren Sport gesunde Kämpfer zuzuführen und daß wir als hohe Aufgabe mit darin sehen, in enger Gemeinschaft mit diesen beiden Faktoren der großen deutschen Arbeiterbewegung zu wirken. Wir glauben, daß der Weg, den der Arbeiterschwimmverein in den 25 Jahren seines Bestehens gegangen ist, der richtige war und daß nur auf diesem Wege weitere Erfolge für die gemeinsame Sache zu erwarten sind. Rechtzeitig haben wir uns frei gemacht von jenen Schwägern und Phrasenheldern, die unsere stolze Organisation zu untergraben und zertrennen versuchten. Nehmen Sie dann, meine Damen und Herren, so führte der Redner weiter aus, die heutige Veranstaltung als Kauftakt für den 17. November, also dem Tage, an dem die Groß-Berliner Arbeiterschaft ihr Schicksal in kommunalpolitischer Beziehung an der Wahlurne zu bestimmen hat. Wir erklären, daß wir dahin wirken werden, daß an diesem Tage auch jedes wahlfähige Mitglied unserer Organisation an der Wahlurne erscheinen wird. Ohne uns einer politischen Partei zu verschreiben, ist es aber eine unbedingte Lebensnotwendigkeit für uns, wenn wir unsere Stimmen reiflos der Partei geben, die in ehrlicher Weise für unsere Interessen im Stadtparlament gewirkt hat. Und das ist die Sozialdemokratische Partei, der wir auch an dieser Stelle danken möchten. Die heißtägig aufgenommene Rede klang in einem dreifachen Brausen „Frei Heil“ aus. Dann nahmen mit einem Aufschwimmen der Kinder

die Wettkämpfe

ihren Anfang, die mit 6x666 Männer Stafette (beliebig) eingeleitet wurden. Die Freien Schwimmer Groß-Berlin siegten vor Breslau sicher in 4:21,8. Wogdeburg folgte erst an dritter Stelle. Besonderes Interesse fand die Männer-Brust-Schnellstafette über die Distanz von 666, 1332, 1332 und 666 Meter. Hierzu lagen Meldungen von 8 Vereinen vor, die sich auch sämtlich dem Starter stellten. Um den ersten Platz gab es zuerst ein Ringen zwischen der Freien Turnerschaft Groß-Berlin und den Freien Schwimmern Groß-Berlin. Nach sechs Bahnlängen führten die Freien Schwimmer noch mit großem Vorsprung. Dann kam Grandke von den Freien Turnern ins Rennen, der mächtig aufholte. Leider war der Schlussmann der Freien Turner recht schwach, so daß die Freien Schwimmer überlegen in 5:39,7 gewannen. Das Männer-Kunstspringen in der A-Klasse brachte eine Ueberraschung. Allgemein wurde der Bundesmeister Stielers-Dessau als Sieger erwartet, es kam aber anders. Der junge, erst 18-jährige Greusing der FSVB, der sowohl die Pflichtsprünge als auch den Kürsprung mit größter Sicherheit und Eleganz ausführte, errang unerwartet gegen starke Gegnerchaft mit 38,1 Punkten den Sieg. Zweiter wurde Krabel FSVB mit 36,1 Punkten. Erst an dritter Stelle folgte Stielers mit 33 Punkten. Später war Greusing noch einmal im 10-Meter-Turmspringen erfolgreich. Mit 25 Punkten sicherte er sich abermals den ersten Platz vor Krabel, der es immerhin auf 23 Punkte brachte. Hart umstritten war die

4x100-Meter-Männer-Lagenstaffette.

Auch hier war es wieder die Mannschaft der FSVB, die in 5:12,9 als erste durchs Ziel ging. Zweite wurden die Breslauer, die Hellas-Berlin um Handbreite im Ziel noch abgingen. Im 200-Meter-Schwimmen der Männer (beliebig), das mit 10 Teilnehmern stark besetzt war, siegte Grünh, Charlottenburg, in 2:35,9 vor Reglin, Spandau, 2,40. Zuerst sah es so aus, als ob Grünh oder Frohn FSVB Anwärter auf den Siegertitel seien. Nach dem vierten Anschlag ließ Frohn wider Erwarten nach und mußte sogar noch Reglin an sich vorbeilassen.

Den Schluß des gelungenen Festes, mit einer Organisation, die wie am Schnürchen klappte, bildeten die Wasserballspiele. Erwähnt sei noch der famose Freibrettsreigen. H. B.

Männerstaffette, 6 mal 666 Meter, beliebige 1. Freie Schwimmer Groß-Berlin 4:21,8; 2. Breslau 4:29,5; 3. Wogdeburg 4:39,8; 4. Hellas-Berlin 4:42,1; 5. Wogdeburg 4:42,1; 6. Hellas-Berlin 4:42,1; 7. Wogdeburg 4:42,1; 8. Hellas-Berlin 4:42,1; 9. Wogdeburg 4:42,1; 10. Hellas-Berlin 4:42,1; 11. Wogdeburg 4:42,1; 12. Hellas-Berlin 4:42,1; 13. Wogdeburg 4:42,1; 14. Hellas-Berlin 4:42,1; 15. Wogdeburg 4:42,1; 16. Hellas-Berlin 4:42,1; 17. Wogdeburg 4:42,1; 18. Hellas-Berlin 4:42,1; 19. Wogdeburg 4:42,1; 20. Hellas-Berlin 4:42,1; 21. Wogdeburg 4:42,1; 22. Hellas-Berlin 4:42,1; 23. Wogdeburg 4:42,1; 24. Hellas-Berlin 4:42,1; 25. Wogdeburg 4:42,1; 26. Hellas-Berlin 4:42,1; 27. Wogdeburg 4:42,1; 28. Hellas-Berlin 4:42,1; 29. Wogdeburg 4:42,1; 30. Hellas-Berlin 4:42,1; 31. Wogdeburg 4:42,1; 32. Hellas-Berlin 4:42,1; 33. Wogdeburg 4:42,1; 34. Hellas-Berlin 4:42,1; 35. Wogdeburg 4:42,1; 36. Hellas-Berlin 4:42,1; 37. Wogdeburg 4:42,1; 38. Hellas-Berlin 4:42,1; 39. Wogdeburg 4:42,1; 40. Hellas-Berlin 4:42,1; 41. Wogdeburg 4:42,1; 42. Hellas-Berlin 4:42,1; 43. Wogdeburg 4:42,1; 44. Hellas-Berlin 4:42,1; 45. Wogdeburg 4:42,1; 46. Hellas-Berlin 4:42,1; 47. Wogdeburg 4:42,1; 48. Hellas-Berlin 4:42,1; 49. Wogdeburg 4:42,1; 50. Hellas-Berlin 4:42,1; 51. Wogdeburg 4:42,1; 52. Hellas-Berlin 4:42,1; 53. Wogdeburg 4:42,1; 54. Hellas-Berlin 4:42,1; 55. Wogdeburg 4:42,1; 56. Hellas-Berlin 4:42,1; 57. Wogdeburg 4:42,1; 58. Hellas-Berlin 4:42,1; 59. Wogdeburg 4:42,1; 60. Hellas-Berlin 4:42,1; 61. Wogdeburg 4:42,1; 62. Hellas-Berlin 4:42,1; 63. Wogdeburg 4:42,1; 64. Hellas-Berlin 4:42,1; 65. Wogdeburg 4:42,1; 66. Hellas-Berlin 4:42,1; 67. Wogdeburg 4:42,1; 68. Hellas-Berlin 4:42,1; 69. Wogdeburg 4:42,1; 70. Hellas-Berlin 4:42,1; 71. Wogdeburg 4:42,1; 72. Hellas-Berlin 4:42,1; 73. Wogdeburg 4:42,1; 74. Hellas-Berlin 4:42,1; 75. Wogdeburg 4:42,1; 76. Hellas-Berlin 4:42,1; 77. Wogdeburg 4:42,1; 78. Hellas-Berlin 4:42,1; 79. Wogdeburg 4:42,1; 80. Hellas-Berlin 4:42,1; 81. Wogdeburg 4:42,1; 82. Hellas-Berlin 4:42,1; 83. Wogdeburg 4:42,1; 84. Hellas-Berlin 4:42,1; 85. Wogdeburg 4:42,1; 86. Hellas-Berlin 4:42,1; 87. Wogdeburg 4:42,1; 88. Hellas-Berlin 4:42,1; 89. Wogdeburg 4:42,1; 90. Hellas-Berlin 4:42,1; 91. Wogdeburg 4:42,1; 92. Hellas-Berlin 4:42,1; 93. Wogdeburg 4:42,1; 94. Hellas-Berlin 4:42,1; 95. Wogdeburg 4:42,1; 96. Hellas-Berlin 4:42,1; 97. Wogdeburg 4:42,1; 98. Hellas-Berlin 4:42,1; 99. Wogdeburg 4:42,1; 100. Hellas-Berlin 4:42,1.

ARBEITER FUSSBALL

Luckenwalde schlägt Berlin 5:0.

Das war wohl die größte Ueberraschung am Sonntag: Berlins Städtemannschaft mußte gegen Luckenwalder Mannschaft diese hohe Niederlage einstecken; dazu war der Sieg der Luckenwalder durchaus verdient. Flüssiges Kombinationspiel gepaart mit Schnelligkeit und Ballstärke gaben den Ausschlag. Während bei Luckenwalde kaum ein schwacher Punkt zu finden war, verfügten die Berliner über mehrere. So konnte die Dürferreihe gar nicht befriedigen. Eine Ausnahme bildete in der zweiten Halbzeit der Mittelstürmer. Im Sturm war der Mittelstürmer ein vollkommener Versager; gut waren nur die beiden Außenstürmer. Die Verteidiger im Verein mit dem Torwart konnten die Erfolge Luckenwaldes trotz eifrigen Spiels nicht verhindern.

Zum Spiel: Berlin hat Anstoß, der aber von Luckenwaldes Säuer abgefangen wird. Zunächst Abstoßen nach schwachen Punkten. Luckenwalde fand sich zuerst zusammen, dadurch macht sich von Anfang an eine klare Ueberlegenheit bemerkbar. Wenn nicht schon in den ersten Minuten Erfolge erzielt werden konnten, so war es das Verdienst der Berliner Hintermannschaft, die mehrmals im letzten Augenblick rettend eingriff. Lediglich einige Eckens waren die Kuscheute, die aber alle abgewehrt wurden. Berlins Sturm versuchte nun auch sein Glück. Hier stand aber ein nicht zu überwindendes Hindernis in Gestalt des langen Torwarts und der schlagfertigen Verteidiger. In der 38. Minute ging Luckenwaldes Sturm wieder energisch nach vorn. Vom linken Verteidiger Berlins wird der Halbrechte unfair gelegt. Der Strafstoß endet gegen die Latte. Ein kurzes Zaudern des rechten Berliner Verteidigers, der Torwart kann den Ball nicht mehr erreichen.

1:0 für Luckenwalde.

Wohl versucht Berlins linke Seite diese Scharte auszugleichen, aber es bleibt bei diesem Versuch. Nach einigen vergeblichen Vorstößen ist Halbzeit. In der Pause Besprechung der Mannschaften. Berlin stellt um. Der rechte Säuer geht zur Mitte, ein neuer Spieler übernimmt seinen Platz. Diese Umstellung zeigte sich zuerst auch als glücklich. Luckenwaldes Ueberlegenheit tritt nicht mehr so stark in Erscheinung. Erst als in der 16. Minute das zweite Tor für Luckenwalde fällt, läßt Berlin erschrocken nach. Ein weiteres Tor wird wegen Abseits nicht gegeben. In der 23. Minute ist das dritte Tor fällig, dem schon eine halbe Minute später das vierte folgt. Damit ist das Schicksal für Berlin besiegelt. Wohl versucht Berlin, wenigstens das Ehrentor zu erringen. Der sichere Torwart der Luckenwalder läßt es aber nicht zu. Einige Minuten vor Schluß stellt dann der Mittelstürmer Luckenwaldes

das Resultat auf 5:0.

Die Berliner könnten sich an dem Spiel der Jugendmannschaften ein Beispiel nehmen, das mit dem hohen 8:0-Resultat für Berlin endigte.

Todessturz in Strausberg.

Das Ende eines jungen Reiters.

Lachender Sonnenschein über dem Quast! Massenbesuch! Zwei Faktoren also, die den Erfolg dieses Renntages sicherstellten. Und dann eine erschütternde Einleitung, ein Sturz mit tödlichem Ausgang.

Rühmend legte sich das tragische Geschick des Lehrlings Jakob Trumpfheller auf die Stimmung der Besucher. Die Freude am bunten Leben und Treiben auf dem grünen Rasen war dahin. Acht Pferde wurden für das November-Jagdrennen, das als erste Nummer auf dem Programm stand, gefaltet, darunter auch Drator unter dem Lehrling Trumpfheller, dessen kürzlicher Erfolg mit Wagh die Rekordquote von 2253:10 gezeitigt hatte. Am Tribünenprung versah es Drator, ging kopfüber und begrub seinen Reiter unter sich. Ein Entschenshrei hallte von den Tribünen. Schnell waren die Rettungsmannschaften zur Stelle, doch alle ärztliche Kunst kam zu spät. Festgestellt konnte nur noch werden, daß das Pferd direkt auf die Brust des unglücklichen Reiters gefallen war, der dabei einen Halswirbelbruch und eine Zertrümmerung des Rückenmarks erlitten hatte. Verletzungen, die seinen Tod auf der Stelle herbeiführten.

Richtefest am Uedersee.

In der Mark Brandenburg haben die Naturfreunde schon eine ganze Reihe von Heimen und Hütten errichten lassen, und doch fehlte immer noch ein Haus, das sich mit den vorbildlichen süddeutschen Naturfreundehäusern hätte messen können. Es fehlte vor allem ein Heim, das auch Ferien Gäste aufnehmen kann, ein Heim, das alle technischen Einrichtungen der Jetztzeit enthält, das wirklich der wandernden Jugend und auch älteren Wanderern alle Bequemlichkeiten bietet. Von vornherein mußte großzügig, aber trotzdem sparsam projektiert werden, und es entstand das Heim am Uedersee, das im Rohbau jetzt vollendet ist.

Ein frischer Herbstsonntag, der recht oft Sonne durch Wolken strahlen ließ, vereinigte die Naturfreunde zum Richtefest. Ueber 500 waren anwesend, die der festlichen Stunde beiwohnten. Vorsitzender Bulan, der Vorsitzende des Gesamtverbandes der Naturfreunde, begrüßte die Anwesenden. Nach einem Handwerksbrauch wurde von ihm der letzte Nagel in die Balken geschlagen, dann wurde der Richtspruch hochgezogen, der Poller sprach zünftig gemäß dem Richtspruch, und als Krönung des Festalles zertheilte eine — Sektflasche. Der symbolische Vorgang war beendet. Begrüßungsreden brachten den Naturfreunden Glückwünsche zu ihrer Tat, die um so höher zu bewerten ist, da der Bau fast nur mit eigenen Mitteln begonnen wurde und trotz aller Schwierigkeiten, die sich besonders auf finanziellen Gebiete ergaben, durchgeführt wurde. Umlauf vom Bezirksverband Berlin der Sozialdemokratischen Partei, Richard Schmidt für den Bau Grenzmark der Partei, Barthelmann für den Arbeiter Sport, Oberturner Preis für die Stadt Berlin und das Stadtmuseum für Leibesübungen, Aktor Blume, für den Jugendherbergsverband, und Schaum für den Ortsvorstand Berlin des ADSB: sie alle beglückwünschten die Naturfreunde zu ihrer sozialen Tat, allen Wanderern und gerade den

Im Sportpalast.

Große Jagden. — „Ausgeschieden!“

Die Sonnabendnacht pflegt für Veranstalter von Sechszigerrennen gewöhnlich die ertragreichste zu sein. Trotz erhöhter Eintrittspreise ist dann die Halle „gepumpt“ voll. Die Besucherfreude? Es sind die, die das nötige „Kleingeld“ besitzen, das eben zum Besuch einer solchen Sonnabendnacht erforderlich ist. Die sogenannten „Sachverständigen“ bleiben in der teuren Nacht in der Rinderheit, dafür geben die Leute den Ton an, die eben überall dabel sein müssen. Film und Theater sind vertreten. Auch Lauder war da, der in der wilden Nacht im Innenraum das Lied vom „Mädchen, mein Mädchen“ zum Besten gab. Urdemmer aber sagte: „Gott sei Dank, der Stumpfsinn findet eine Unterbrechung durch — Kellner!“ Dann begann um Mitternacht

der Tanz der tollen Jagden.

Petri-Lieg hatten guten Antritt und fügten sich schnell in die Spigen-Gruppe Krüger-Funda und Dorn-Maczinski ein. Kampf auf Kampf folgte. Runden wurden gewonnen und verloren. Kurzum: es wirbelte alles durcheinander. Der Mann am Transparent, das den jeweiligen Stand des Rennens anzeigt, vermochte nicht schnell genug zu arbeiten. Waren eben noch sechs Mannschaften Spigen-Gruppe, gab es bald nur eine einzige Mannschaft in der Führung: Goossens-Deneef, die alles hinter sich ließen! Aber auch hierbei sollte es nicht bleiben. In der vierten Morgenstunde stieß Petri vor, Lieg war auf dem Posten, und nach hartem Kampf, trotz Sturzes Lieg, übernahm die erfahrene Sechstagermannschaft die Führung des Feldes mit Goossens-Deneef. Dorn-Maczinski zogen vom müden Felde los und schlossen ohne Aufregung zur Spigen-Gruppe auf. Als die Belgier Goossens-Deneef später eine neue Jagd ansetzten, ging alles drunter und drüber. Ein Massensturz veranlaßte die Neutralisation und gab später den

Kauftakt zu einem Standal.

der einjacht nicht zu beschreiben ist. Unter den Gestürzten befand sich auch Oskar Lieg. Nun besagt ein Artikel der Fahrbestimmungen, daß Fahrer, die während einer Jagd stürzen, die in ihrer Abwesenheit gewonnenen Runden nicht mitgewinnen. Die Mannschaft Lieg-Petri mußte somit die Spigen-Gruppe wieder verlassen. Und da fehlte der Radau ein. Das Publikum tobte über die Entscheidung des Renngerichts, das sich nach Minuten dem Standal beugte und bekannt gab, daß Lieg-Petri in der Spize belassen werden. Auch eine Entscheidung, die nun klar beweist, wie sehr so ein Sechstagerrennen eine geschäftliche Angelegenheit ist! In den Morgenstunden verschwanden Ragnaud-Dagen. Sie lagen so weit hinten, daß sie es vorzogen, den Koffer zu packen.

Am Sonntagnachmittag

Jehten sich die Jagden fort. Ehmer-Krojschel hatten eine Verlustrunde auf. Dann stießen Manthey-Schön, Dorn-Maczinski und Krüger-Funda vor. Der Rundengewinn glückte: Dorn-Maczinski hatten allein die Spize. In der achten Abendstunde stieß Tonani vor. Ehmer legte den Vorstoß fort und stürzte mit seinem Partner Krojschel eine der Verlustrunden wieder ab. Schließlich zogen die unermüdeten Dorn-Maczinski davon und sicherten sich mit obermaligem Rundenvorsprung überlegen die Spize. Jeht war der Stand so: 1. Dorn-Maczinski 41 Punkte; zwei Runden zurück: 2. Krüger-Funda 115 Punkte, 3. Petri-Lieg 85 Punkte, 4. Goossens-Deneef 59 Punkte; drei Runden zurück: 5. Ehmer-Krojschel 42 Punkte, 6. Hürtgen-Riethe 24 Punkte; vier Runden zurück: 7. Louel-Routon 67 Punkte, 8. Manthey-Schön 51 Punkte, 9. Bouters-Bernardel 28 Punkte; fünf Runden zurück: 10. Gebr. Wolle 70 Punkte, 11. Girardengo-Reggini 34 Punkte, 12. Tonani-Binda 24 Punkte; sieben Runden zurück: 13. Lehmann-Wissel 16 Punkte.

Und der Abend.

In den Kabinen der Italiener wird verhandelt. Zuerst ver-schwindet Girardengo, später auch Binda. Ihr körperliches Befinden ist derart, daß sie nicht mehr ernsthaft fahren können. Tonani wird mit Reggini zusammengeklappelt: sie haben sechs Verluststunden und 29 Punkte. Wenn auch die dritte Nacht nicht so wild wie die zweite verlief, gab es jedoch auch hier wieder einschneidende Feldveränderungen, so daß schließlich drei Mannschaften die Spigen-Gruppe bildeten. Nach 56 Stunden (1475,910 Kilometer) ergab sich: Spize: Goossens-Deneef 84 Punkte; Dorn-Maczinski 43 Punkte; Riethe-Hürtgen 24 Punkte. Eine Runde zurück: Krüger-Funda 160 Punkte; Petri-Lieg 106 Punkte. Zwei Runden zurück: Ehmer-Krojschel 66 Punkte. Drei Runden zurück: Louel-Routon 101 Punkte; Bouters-Bernardel 41 Punkte. Vier Runden zurück: Gebrüder Wolle 76 Punkte; Manthey-Schön 47 Punkte. Fünf Runden zurück: Lehmann-Wissel 38 Punkte. Sechs Runden zurück: Tonani-Reggini 30 Punkte. Schrabby.

minderbemittelten aus dem Arbeiterstand ein wirkliches Heim geben zu wollen.

Das Heim hat eine frontale Länge von 32 Meter und bietet Raum für 180 Personen. Dem Mittelbau ist eine Veranda vorgelagert, die beiden Flügelbauten werden von Mittelgängen durchzogen, zu deren Seiten die Einzelräume liegen. Zehn vier-bettige und sieben zweibettige Zimmer dienen den Ferien Gästen, die etwas mehr Bequemlichkeit beanspruchen, sechs Schlafsäle mit je zwölf Betten stehen der wandernden Jugend zur Verfügung, im Bedarfsfalle können noch Vorkamer, die gut durchführbar sind, hergerichtet werden. Im ganzen enthält der Bau 67 Räumlichkeiten, darunter zwei größere Tagesräume, zwei Küchen, vier Bäder, Räume zum Schuhputzen, die gleich an den Eingängen liegen, damit der Schmutz nicht ins Haus getragen wird und, was besonders wichtig bei Wanderheimen ist: ein Heißlufttrockenraum für nasse Kleider. Dunkelkammer, Fahrstuhl, Toilettenräume sind ebenfalls selbstverständlich.

Besonders schwierig war die Versorgung des Heims mit elektrischer Kraft. Der nächste Ort mit elektrischem Anschluß wäre Lichterfelde und die Kosten für die Kabellegung, die beioniert unter dem Höhenzollkanal hätte erfolgen müssen, waren derartig hoch, daß sich eine eigene Kraftanlage rentiert. Ein 12-PS-Motor liefert den notwendigen Strom und treibt gleichzeitig eine Saugpumpe, die das Haus mit fließendem Wasser versorgt. Eine Art Zentralheizung, das getrennt die beiden Flügel und den Mittelbau beheizt, wird ebenfalls eingebaut, so daß das Heim wirklich mit allem ausgestattet ist. Eine eigene Klaronlage befindet sich die Abwässer, so daß auch in hygienischer Beziehung alles geian ist. Nach der notwendigen Geländeplanierung wird sich der Bau noch stärker dem Landschaftsbild einpassen, als es jetzt schon der Fall ist. Noch ist recht viel Arbeit zu leisten, aber wenn alles gut geht, hofft die Naturfreunde, es zum 8. Juni einweihen zu können. Etzel.

Politisches Landsknechtum.

Zwischen Hakenkreuz und Sowjetstern.

Der ehemalige Nationalsozialist Walter Kreuz wird in Zukunft nicht mehr in kommunistischen Versammlungen auftreten. Er besitzt noch einen Passausweis der „Roten Fahne“, der jetzt ungültig ist. Wir erlauben die Genossen, ihn denselben abzunehmen und der Redaktion einzusenden.

Das stand in der „Roten Fahne“ vom 31. Oktober. Es ist nicht das erste Mal, daß die kommunistische Partei Ueberläufer aus dem nationalsozialistischen Lager in ihren Dienst stellt. Als vor Jahresfrist der ehemalige Reichsmilitärführer der Nationalsozialisten Hillebrand sich mit Hitler überwarf und nach Veröffentlichung seiner Broschüre „Herunter mit der Rasse“ aus der Nationalsozialistischen Partei auswich, wurde in der „Roten Fahne“ eine Verfassungsveränderung veröffentlicht, in der er als Redner angekündigt war.

Auch Walter Kreuz ist bald nach seinem Scheitern von den Nationalsozialisten mit offenen Armen aufgenommen worden. Er war nicht nur für die „Rote Fahne“ tätig, er wurde auch im Auftrage der Zentrale nach Thüringen geschickt, um eine Werbeaktion für den „Roten Frontkämpfer-Bund“ durchzuführen.

Wie die Nationalsozialisten und Kommunisten lebensunfähige junge Leute ihren Zwecken dienstbar machen, zeigt so recht der Werdegang dieses Mannes. Ende Juni 1922 aus der französischen Kriegsgefangenschaft zurückgeführt, wurde er als Arbeitsloser für die RSDAP, gewonnen mit dem Versprechen, bald in Stellung gebracht zu werden. Am 1. Dezember 1922 trat er der RSDAP, Standarte I, in Köln 16. Sturmabteilung bei. Nach dem Verbot bestanden die Sturmabteilungen illegal weiter. Das war nicht schwer, da die Mitglieder der RSDAP, durch die Arbeit in gewissen Betrieben in einem Abhängigkeitsverhältnis standen:

Wer sich an den illegalen Organisationen nicht beteiligte, verlor die Arbeit.

Fast alle Nationalsozialisten waren in der Maschinenfabrik von Franz Meier in Wachen untergebracht. So ging es nun ein paar Jahre. Im Juli 1929 war aber der Reichsparteitag der Nationalsozialisten in Nürnberg. Schon am 24. Juni 1929 bekam die Sturmabteilung des Kreuz den Befehl zum Abmarsch, um Vorbereitungen für den Parteitag zu treffen. Für wochenlange schwere Arbeit gab es keine geldliche Entlohnung, ja nicht einmal ausreichendes Essen. Wie die Soldaten der alten Armee wurden die proletarischen Mitglieder der RSDAP, mit einem Frühstück, bestehend aus einem Stück trockenen Brotes und einer Tasse Kaffee, abgepeist. Warmes Mittagessen gab es nur hin und

wieder, wenn ein wirtschaftlich gut gestelltes Mitglied der Ortsgruppe Nürnberg es auf seine Kosten übernahm. Abends wiederum ein Stück trockenen Brotes und ein Stückchen Butter.

Diese ungenügende Verpflegung löste große Empörung aus,

und viele Abteilungen der Nationalsozialisten rückten noch vor Beendigung des Reichsparteitages fast geschlossen ab. Nachdem Kreuz infolge dieser Vorgänge aus den Reihen der Nationalsozialisten ausgeschieden war, wurde er ohne weiteres von der RSDAP beschäftigt, und das obwohl der RSDAP-Zentrale seine Bergangenheit wohlbekannt war. Wie von den Nationalsozialisten wurde dem Kreuz auch von der RSDAP Versprechen auf Arbeit und Unterhalt gegeben. Zunächst wurde er aufgebodert, sich bei der Viscator-Bühne zu melden. Die Papiere wurden dort abgegeben, aber eine Tätigkeit bei der Viscator-Bühne kam nicht in Frage, da er nur der Partei zur Verfügung stehen sollte. Das Ganze sollte nur eine Formalie sein. Ausgerüstet mit kommunistischem Referentienmaterial wurde Kreuz auf die Tour geschickt, um auch seine Erfahrungen mit der RSDAP zu vermelden. Zunächst referierte er in 9 Versammlungen in Berlin, und dann wurde er nach Sachsen, Thüringen, Pommern ufm. geschickt. Pro Tag wurden ihm 10 Mark und das Jahrgeld zugesprochen. Gegen Ende Oktober kam er von einer Agitationstour nach Berlin zurück und sollte gleich wieder einen neuen Auftrag entgegennehmen.

Da er aber endlich auf Abrechnung bestand

und man ihn wieder vertrauen wollte, wandte er sich schriftlich an Wilhelm Pieck mit der Bitte, seine Sache zu bereinigen. Antwort blieb aus, und so kam es am 26. Oktober zum Bruch. Die ganze Angelegenheit wird noch vor dem Arbeitsgericht ein Nachspiel haben. Kreuz hat unter dem 29. Oktober 1929 Klage erhoben gegen das Zentralkomitee der kommunistischen Partei, weil ihm dieses angeblich an Gehalt für die Zeit vom 8. August bis zum 26. Oktober 1929 noch 122,35 Mark schuldet.

Ein Einzelfall, aber ein typischer Fall! Er zeigt, wie skrupellos Kommunisten und Nationalsozialisten arme, politisch unerfahrene junge Menschen für ihre Zwecke ausnützen. Handgeld und Sold bedeuten mehr als politische Ueberzeugung. Auch die kommunistischen Arbeiter werden sich wohl für solche Vertrauensleute bedanken. Wir Sozialdemokraten haben uns über das politische Landsknechtum dieser Berufsrevolutionäre längst unser eigenes Urteil gebildet, und wir werden nicht ruhen, bis auch der letzte Arbeiter weiß, was er von einer solchen Führung zu halten hat! Franz Künstler.

Blutwelle über Sowjetrußland.

Am Vorabend des zwölften Jahrestages der Novemberrevolution.

Ueber Sowjetrußland ergießt sich ein neuer Blutstrom. Die Erinnerung an das Jahr 1919/20, das Jahr der reichsten Ernte des roten Terrors, steht wieder auf. Massenhaft Erschießungen aus Grund von Gerichtsurteilen revolutionärer Tribunale. Zu Hunderten trachten die Hinrichtungsschiffe der Tscheta. Massenerschießungen von ausländischen Bauern, von Offizieren und Kaufleuten, von Geistlichen und Konterrevolutionären jeder Art waren schon fast Erscheinungen des Alltags geworden. Der Tod galt damals als unentbehrlicher Helfer des Kriegskommunismus.

Die Tscheta resp. die GPU, hat den Terror eigentlich nie ganz eingestellt. Wohl gab es Perioden, in denen der standrechtliche Tod weniger Opfer forderte. Die Formen des Kampfes hatten sich gewandelt. An Stelle der Bauernaufstände herrschte nun Partisanen-

und ein Pfarrer, in den verschiedensten Gegenden Tag für Tag sogenannte Rußten, und eine Anzahl neuer Prozesse steht bevor: In Dagestan gegen Konterrevolutionäre, in Moskau gegen leitende Persönlichkeiten der Staatsbank, in Jaroslaw gegen Konterrevolutionäre usw. Neun Todesurteile sind zu erwarten. Ein Blutstrom ergießt sich über Sowjetrußland. Was mag der Grund dieser Terrorwellen sein?

Die Sowjetregierung befindet sich in Kloten. Der Fünfjahresplan droht zu scheitern, die Hauptindustriestrukturen leiden unter Lebensmittelmangel, der Transport stockt, die Bauern geben das Brot nicht her — und all das in einem Augenblick, da die Kriegsgefahr im Osten im Lande eine ungeheure Spannung verursacht. In der roten Armee treiben sowjetfeindliche Agitatoren ihr

Das Haus der Tscheka

Das Gebäude der Tscheka in Moskau, von dem die Bluturteile ausgehen, die gerade in letzter Zeit wieder erschreckenden Umfang angenommen haben.



kampf. Zu Hunderten wurden Arbeiter und Bauernkorrespondenten, Vorsitzende von Dorfräten und Kommunisten einzeln niedergemacht. Die Gerichte quittierten diese Konterrevolutionären Alle mit Todesurteilen. Nur hin und wieder erfährt man von standrechtlichen Erschießungen Konterrevolutionärer durch die GPU. Die letzten Wochen zeigen aber einen plötzlichen Umchwung. Eine neue Welle des roten Terrors ergießt sich über Sowjetrußland — am Vorabend des zwölften Jahrestages der Novemberrevolution. Steht denn die sozialistische Sowjetrepublik nicht festgefügt da?

Die Erschießung der Schachtj-Ingenieure laut Urteilspruch des obersten Gerichtshofes bedeutete ein schlimmes Symptom. Die standrechtliche Erschießung der drei heroischen Eisenbahningenieure kündete schon Unheil an. Die Hinrichtung der fünf leitenden Männer aus der Kriegsindustrie, alles frühere zaristische Generale, bewegten sich in der gleichen Linie wie die ersten Erschießungen. Jetzt folgten Schlag auf Schlag: Vierzehn Todesurteile im Astrachaner Prozeß gegen die leitenden Männer der Finanzabteilung, der Konjunktionsgesellschaft und des Fischhandels — kurz vorher waren zwei Todesurteile in dem Moskauer Zumben- und Valutasmuggel-Prozeß gefällt worden —, die Erschießung von neun Bauern in Kasan wegen Brandstiftungen an Häusern von Kommunisten, die Hinrichtung von zwölf Konterrevolutionären im Nordkaukasus, von einundzwanzig Konterrevolutionären im tubanischen Gebiet, von einigen Dutzend Personen in Moskau; in Krimy wurden vom Gericht fünf Personen, darunter ein Pfarrer, zum Tode verurteilt, in Iwanowo-Wosnessensk vier Personen, in Samara fünf Bauern

Unwesen, in der studentischen Jugend machen sich sowjetfeindliche Organisationen breit, die Zahl der Sektien nimmt zu, innerpolitisch ist ein harter Kampf gegen die rechte Opposition auszumachen. Da gilt es, einen Blick abzuwerfen zu finden, ein Exempel zu statuieren. An der wirtschaftlichen Desorganisation tragen die bewußten Schädlinge die Schuld: die Schachtj-Ingenieure, die Eisenbahningenieure, die leitenden Männer der Kriegsindustrie, die Valutahändler, die bestechlichen Beamten usw. Ihre Erschießung soll es dem Volk glaubhaft machen. Und die Erschießung der Konterrevolutionäre unter den Bauern, Militärs und Geistlichen soll all denjenigen Angst einjagen, die gegen die Sowjetregierung zu konspirieren gedenken. Was tut es zur Sache, daß es sich bei den Militärorganisationen um längst liquidierbare Gebilde handelt?

Die GPU, hat von Stalin freie Hand bekommen. Die gefestigte Sowjetrepublik wird wieder einmal zur Legende. Das Manifest zum zwölften Jahrestag der Novemberrevolution wird diesmal nicht stolz proklamieren können: „Wir befinden uns auf dem Wege zum friedlichen sozialistischen Aufbau.“ Innerer Friede und blutiger Terror sind unvereinbare Begriffe!

Märchenaufführungen beantragt das Volkshausamt Wilmersdorf im Stadthaus (Kollertasse 1-12) am 6. November, 16 Uhr. „Nicht schänden und der Welt“ in 3 Akten mit Musik, am 13. November, 16 Uhr. „Daniel und Gabriel“ in 3 Akten mit Musik und Rindentänzen nach Humperdincks Motiven. Die Verfasser sind Franziska Schlegel aus der Vereinigung Berliner Märchenpieler. Eintrittskarten: Erwachsene 1 Mk., Kinder 50 Pf. beim Volkshausamt im Stadthaus, Cecilienbadhandlung, Hohenollerbaum 19, Buchhandlung Libardstraße, Hindenburgstraße 35, Buchhandlung Abelsdorf, Weltweite Str. 64 und 17, Kleiststr. Buchhandlung, Friedenau, Abelsstr. 65 und an der Abendkasse.

Bergweiffelte Spaltungsversuche.

Die Tabakarbeiter zeigen die kalte Schulter.

Von der Ortsverwaltung Berlin des Deutschen Tabakarbeiterverbandes wird uns geschrieben:

Die Zentrale gibt sich mit ihrer Niederlage bei den Tabakarbeitern nicht zufrieden. Am Dienstag fand wieder eine Versammlung der „Opposition“ statt, in der ein Wahl von Bevollmächtigten stattfinden sollte. Ränzlich der vom „Apparat“ entlassenen Kreaturen. Anwesend waren etwa 100 Personen. Die Versammlung wurde mit einer Stunde Verspätung eröffnet, weil man auf das Erscheinen der „Massen“ wartete.

Zuerst gab ein streikender Rohrleger einen Bericht vom Abbruch des Rohrlegerstreiks und forderte zur Unterstützung der Opfer auf. Dann beriet man über Mittel und Wege, das Heft wieder in die Hand zu bekommen. Ein Vorschlag, die Mitgliedsbücher in den Betrieben einzusammeln und der hiesigen Leitung zuzuschicken, wurde abgelehnt, weil man den „Terror“ der Betriebsräte fürchtete. Eine Arbeiterin von Garbath besagte sich darüber, daß sie mit ihrem Verben für die „Opposition“ in ihrem Betriebe keine Gegenliebe findet.

In der Vertretung wurde eine Kommission von 15 Personen eingesetzt, zu der die ausgeschlossenen früheren Bevollmächtigten gehören. Diese Kommission soll Unterschriften von Anhängern der „Opposition“ sammeln. Also ein Volksbegehren en miniature. Bei einer genügenden Zahl von Unterschriften wird dann jedenfalls die befohlene Gründung der neuen Organisation vor sich gehen.

Der Hauptvorstand des Tabakarbeiterverbandes hat unterdessen wegen der Vorkommnisse in der Mitgliederversammlung am 23. Oktober neun der größten Radaumacher ausgeschlossen; einige davon gehören dieser Kommission an. Die anderen Mitglieder der Kommission werden jedenfalls auch die Konsequenzen ihrer Handlungsweise tragen müssen.

Wir können wohl mit Recht annehmen, daß die „Opposition“ diesmal alles auf die Beine gebracht hat, was möglich war, denn es wurde mit Flugblättern und Plakaten vor den Betrieben gearbeitet. Der flüchtige Besuch veranlaßte die Leitung, die beachtliche „Wahl der Bevollmächtigten“ nicht vorzunehmen. Auch will man vorläufig keine Oppositionssammlung mehr abhalten, da die Massen doch ausbleiben. Trotzdem erlauben wir unsere Mitglieder, aufmerksam zu sein und wornen ausdrücklich zuvor, Unterschriften für irgendwelche Zwecke zu geben.

Die „Opposition“ weiß nichts zu sagen.

Sie möchte aber Kilometerreden halten.

Die Generalversammlung der Berliner Gemeindefabrikarbeiter ein paar Tagen zeigte wieder, daß die sogenannte „Opposition“ oftmals selbst nicht weiß, warum und wie sie eigentlich Opposition machen soll. Der zweite Bevollmächtigte, Genosse Kochowski, hatte in seinem Bericht über den Verbandstag der Gemeindefabrikarbeiter und den Verschmelzungsverbandstag auch das Verhalten der Kommunisten beleuchtet. Als nach dem Bericht der Antrag auf zehn Minuten Redezeit für die Diskussionsredner gestellt wurde, wandte sich die Opposition entrüstet gegen diesen Antrag, der ihr angeblich die Möglichkeit nahm, ihre ablehnende Stellungnahme zur Verschmelzungsfrage eingehend zu begründen. Daß diese Entrüstung nur Theater war, bewies die Diskussion. Der erste Diskussionsredner wußte nach fünf Minuten nichts mehr zu sagen und trat ab. Die anderen kommunistischen Redner wußten noch viel weniger zu sagen und „füllten“ die zehn Minuten mit Debatten über den Young-Plan, den Rohrlegerstreik und die Auflösung der Berliner Zahlstraße der Zimmerer aus.

Genosse Schaum schilderte dann in seinem Geschäftsbericht kurz den Verlauf der im dritten Quartal geführten Lohn- und Tarifbewegungen und kam in diesem Zusammenhang auch auf die Einleitung von zwischentariflichen Lohnbewegungen zu sprechen. Die meisten dieser Anträge tragen den Stempel der RSDAP. Die Organisation kam sich im Augenblick nicht darauf einlassen, zwischentarifliche Lohnbewegungen einzuleiten. Es müssen vielmehr schon jetzt alle Kräfte angespannt werden, damit die Frühjahrslohnbewegungen zu einem erfolgreichen Abschluß gebracht werden können. Genosse Schaum gab dann noch bekannt, daß im Hause der Ortsverwaltung der Gemeinde- und Staatsarbeiter in der Johannisstraße bereits Pfah geschossen worden ist, um die Ortsverwaltung des „Gesamverbandes“ am 1. Januar 1930 dort unterzubringen.

Aus dem vom Genossen Zietemann erläuterten Kassensbericht ging hervor, daß trotz der Ausgaben für die Beschaffung dieser Räume der Lokalfassenbestand im dritten Quartal von 422.500 Mk. auf 449.952 Mk. gestiegen ist. Der Mitgliederbestand stieg während der Berichtszeit um 1637 auf 42.914 Mitglieder. Im Oktober sind bereits wieder über 1000 Neuaufnahmen vollzogen worden.

Die Generalversammlung beschloß einstimmig, daß den arbeitslosen Mitgliedern und den bedürftigen Pensionären aus Mitteln der Lokalkasse zu Weihnachten eine Extrazustückung gezahlt werden soll, deren Höhe durch die Verwaltungsförperschaften bestimmt wird. Schließlich wurde noch ein Antrag angenommen, wonach alle Funktionäre, vom Beitragsanwärter bis zur Geschäftsleitung, die jetzt neu gewählt werden müssen, bis zur Gewählung der Funktionäre des „Gesamverbandes“ im Amt bleiben sollen.

Krankenkasse kauft Radium.

1 Gramm für 300 000 Mark.

In der Bekämpfung von Krebsleiden ist das Radium unentbehrlich. Deshalb dürfte es großes Aufsehen erregen, daß der Ausschuß des Verbandes der Krankenkassen Berlins in seiner Sitzung am 31. Oktober d. J. beschloffen hat, die in der ihm gehörenden Klinik Cecilienhaus (geleitet von Prof. Dr. Liepmann) vorhandene Radiummenge von 200 Milligramm auf 1 Gramm zu erhöhen. Bei hierzu benötigten Mittel von 300 000 Mark werden durch eine Kapitalaufnahme beschafft und auf dem Umlagewege von den Krankenkassen in Raten, die sich auf drei Jahre verteilen, gezahlt werden. Der Beschluß des Verbandes der Krankenkassen Berlins ist ein Beweis dafür, was die durch die Krankenkassenversicherung organisierte Selbsthilfe der arbeitenden Bevölkerung zu leisten vermag.

Sechs Tote bei einem Autounfall in Italien.

In der Nähe von Venedig stürzte im Rebell ein Automobil mit acht Personen eine Böschung hinab in einen Kanal. Der Besizer des Autos vermachte sich aus dem Wagen herauszuwerfen, zerstückelt mit seinem Taschenmesser das Verdeck und konnte auf diese Weise seine älteste Tochter noch lebend retten. Die übrigen sechs Personen ertranken.